

Konfessionslos gläubig
Frido Mann im Gespräch
über Sünden, Schuld, Kirche
und das Versagen der
Religion. **Seiten 18 und 19**

Glücklich arbeitslos
Schröders Denkfaulheit,
Hartz IV und der gute
Müßiggang: ein Treffen mit
Guillaume Paoli. **Seite 20**

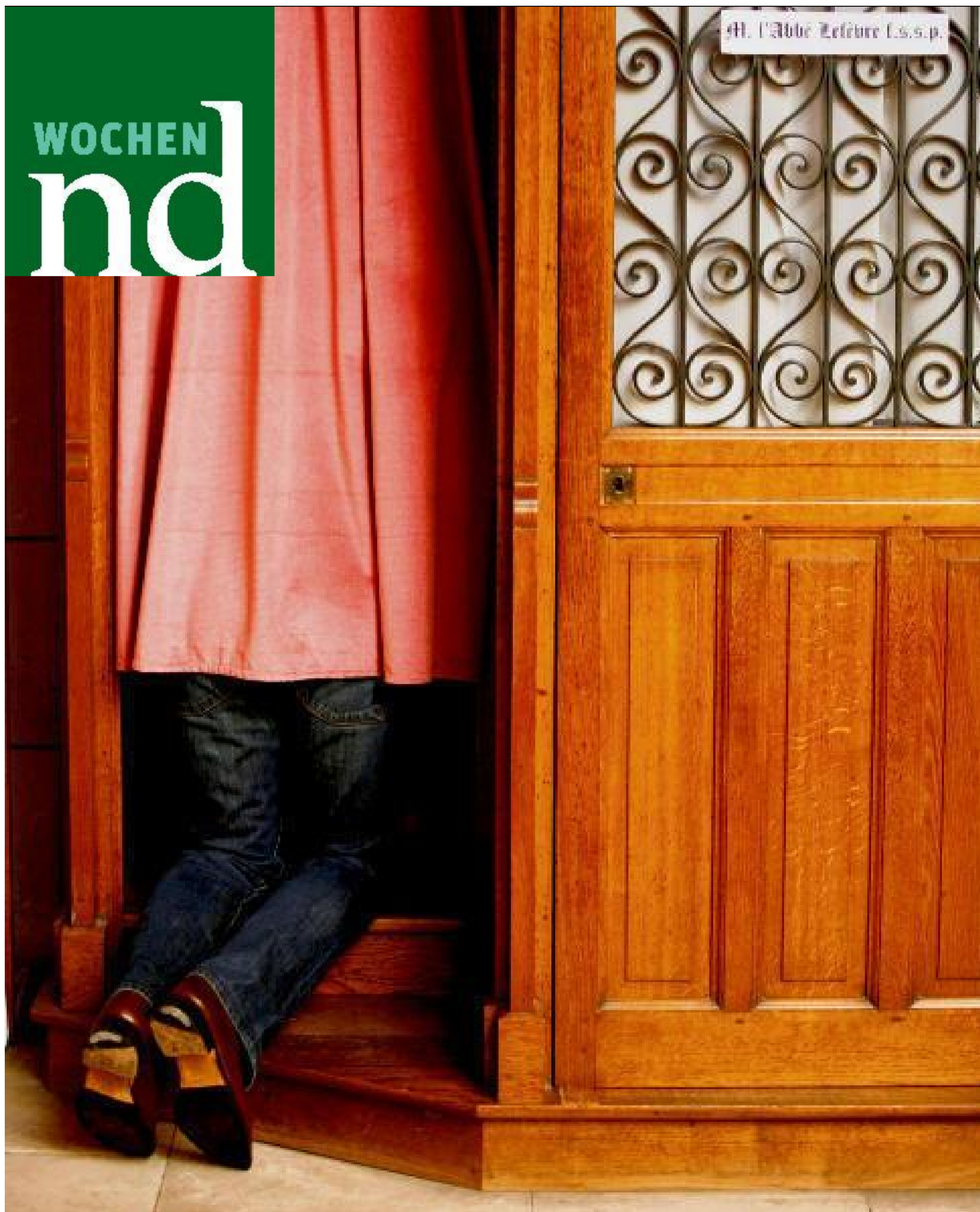
Systemisch gierig
Nicht Moralmangel von
Bankern ist das Problem,
sondern der Profitdrang im
Kapitalismus. **Seite 23**



Foto: Fotolia/JiSign

Sonnabend/Sonntag, 19./20. April 2014

www.neues-deutschland.de



Sieben Tage, sieben Sünden

Die Welt ist ungerecht. Das wissen Sie natürlich schon, was Sie aber vielleicht noch nicht wissen, ist dieser brandaktuelle Beleg, der unsere Arbeitswoche hier in der Redaktion mit einer wichtigen Erkenntnis abschließt: In Russland haben Beschäftigte einer Molkerei in Milch gebadet – und sind dafür entlassen worden. Das wäre natürlich weder Kleopatra noch der Kaiserin Elisabeth oder Joséphine Bonaparte widerfahren, von denen Ähnliches überliefert ist. Die aber waren ja auch reich, hatten Hofstaat und Brimborium. Dagegen gehörten die sechs badenden Männer im sibirischen Omsk der Arbeiterklasse an. Und ihre Arbeit war nach eigener Auskunft auch noch »ziemlich langweilig«. Immerhin gehörten sie jenem Teil der Arbeiterklasse an, der noch nicht vergessen hatte, dass, wenn schon keine Aussicht auf Sozialismus die Lohnknechtschaft ein wenig erträglicher macht, man wenigstens sich und anderen, hier und dort etwas Genuss genehmigen sollte. Zum Beispiel in der Milch baden, aus der man hernach Käse produzieren muss.

Doch die Kapitalisten und die von diesen gesteuerten Behörden, auch das wissen Sie natürlich längst, wollen das Schöne, und sei es noch so absurd, lästig oder ungesund, nur dort gestatten, wo es den Profit steigert – nicht jedoch, wenn gegen Hygieneregeln oder andere Vorschriften verstoßen wird. Hätte sich die sibirische Käsemanufaktur schon vor Jahr und Tag darauf verlegt, den Sechsbadende-Männer-Käse als regional geschützte Bio-Spezialität mit exklusivem Sonderaroma zu bewerben, wäre der Belegschaftssprung ins weiße Eiweißnass sicher mit Beifall bedacht worden. Statt wie nun mit der Androhung von Strafen, noch gestrengeren Erlassen und anderer Ukas-Folklore.

Was Sie natürlich wissen, offenbar aber nicht die Behörden im sibirischen Omsk: Dadurch wird das Männerbaden in der Milch, so schlecht es dem Standardkäse vielleicht auch bekommen mag, erst recht zum Symbol des Richtigen, des Guten, des Widerstands. Es war praktisch immer so und wenn Marx genug Geld gehabt hätte, um hin und wider in Milch zu baden, hätte im Kommunistischen Manifest sicher gestanden, dass die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft auch die Geschichte von Verboten war, welche Leute schlussendlich und erfolgreich auf die Barrikaden führte, weil man sich nun einmal nicht gern etwas verbieten lässt. Den sechs sibirischen Badenden werden Hunderte folgen, dann Tausende – bis eine neue Internationale sich dagegen verwehrt, dass der Masse als falsch verwehrt wird, was eine Minderheit aus Kleopatra, Kaiserin Elisabeth oder Joséphine Bonaparte wie selbstverständlich und exklusiv für sich in Anspruch nahm. Und wenn sie nicht gestorben wären, dann müssten sie rufen: So ein Käse!

Foto: plainpicture/Ellen Bornkessel

Ich bereue, dass ich Böses getan und Gutes unterlassen habe. Erbarme Dich meiner, o Herr.

Lauter Laster

Für unsere Sünden soll er gestorben sein: Vor gut 2000 Jahren wurde der Sohn eines Bauhandwerkers, der als Wanderprediger einigermaßen bekannt geworden war, durch einen Justizskandal ans Kreuz gebracht. Die Kirche, die darauf ihre Grundfesten errichtete, sieht in der Todsünde einen Akt der Zurückweisung Gottes, getrieben von: Hochmut, Geiz, Wollust, Zorn, Völlerei, Neid, Faulheit. Was uns an diesen Lastern interessiert? **Ein Wochen-nd über die Sünde**

Himmel

Würde eine Möglichkeit bestehen, nicht trotz, sondern wegen praktizierter Todsünden in den Himmel zu gelangen – die Olsenbande dürfte diese Reise bevorzugt antreten. Niemand konnte das Laster sympathischer verkörpern als die dänischen Antihelden Egon, Benny, Kjeld und ihr Umfeld: Bandenchef Egon Eitelkeit, die das Proletarische noch aus dem Knast heraus nicht verleugnete; Kjelds Gefräßigkeit, die in dem vergeblichen Versuch tragisch verewigt wurde, an ein allzu fest eingeschweißtes Sandwich zu gelangen; der bei aller Nervigkeit stets herzliche Geiz von Kjelds Frau Yvonne, welche gern die Bierzuteilung beim Schmieden neuer Olsenbanden-Pläne übernahm; die Trägheit von Børge, Yvannes Sohn, der es erst als Beamter versuchte, dann aber doch noch zum international gesuchten Finanzbetrüger aufstieg; die Wut des »dummen Schweins«, der in den späteren Olsenbanden-Filmen den so brutalen wie unter dem Strich doch harmlosen Gegenspieler des Trios spielte. »Kleinkriminelle«, die uns das Schöne und Wahre im Sündhaften nahe brachten – und die man (zumindest in der DDR-Synchronfassung) so gut verstand. Oder um es mit Benny zu sagen: »Mächtig gewaltig!« tos

Foto: imago/United Archives



Ohne ordentliche Sünde bringt das ganze Beichten nichts

Frido Mann über das Versagen der Religion und die Achterbahnfahrt seines Lebens

Herr Mann, haben Sie heute schon gesündigt?

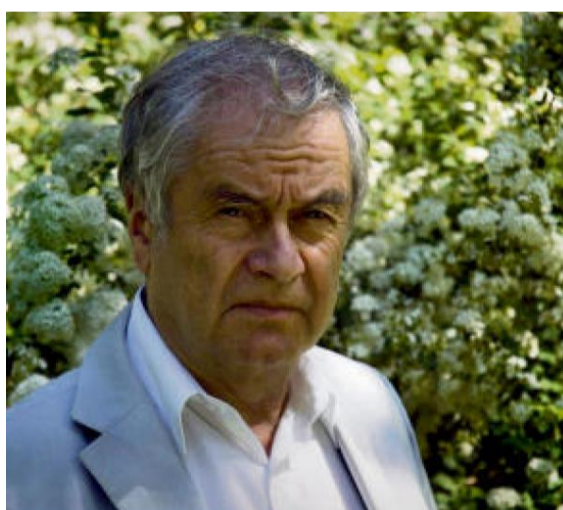
Diese Frage kann ich guten Gewissens verneinen, da ich zum Sündenbegriff keine persönliche Beziehung habe. Deshalb ziehe ich die Bezeichnung Schuld vor. Sie ist zeitgemäßer, genauer und bewegt sich nicht ausschließlich innerhalb des theologischen Kontextes.

Das überrascht mich. Immerhin sind Sie promovierter Theologe und waren Assistent Karl Rahners, eines der bedeutendsten katholischen Theologen des 20. Jahrhunderts?

Das ist jetzt über 45 Jahre her. Damals ging vom Zweiten Vatikanischen Konzil, wo Rahner als Sachverständiger wirkte, Hoffnung für Katholiken wie Nichtkatholiken aus. Diese hat sich längst zerschlagen, die Ziele des Konzils wurden weitgehend verwässert. Von der katholischen Kirche, ihrem Dogmen- und Lehrgebäude habe ich mich schon vor Jahrzehnten geistig-innerlich verabschiedet. 2009 habe ich den letzten, längst überfälligen Schritt getan und bin auch formell ausgetreten.

Warum taten Sie diesen letzten Schritt dann so spät?

Die Kirche spielte in meinem Leben eine derart marginale Rolle, dass diese Formalie für mich einfach unerheblich war. Als Papst Benedikt XVI. allerdings mit der Aufhebung der Exkommunikation von vier Bischöfen der reaktionären Pius-Bruderschaft auch einem notorischen Holocaust-Leugner den Weg zurück in den Schoß der Una Sancta frei machte, konnte meines Bleibens in dieser Institution nicht länger sein.



Umso erstaunlicher mutet es da an, dass Ihre Konversion zum Katholizismus im Alter von 23 Jahren auf eigenen Entschluss erfolgte. In den Wirren der Zeit und meiner Familie suchte ich damals nach Sinn und Orientierung. Die Erinnerung an den ländlichen Katholizismus während meiner in Österreich verbrachten Kindheitsjahre wirkte da durchaus verlockend. Hinzu kam, dass ich seinerzeit als Musikstudent stark vom Werk Richard Wagners beeinflusst war und mich in den »Parsifal« geradezu versenkt hatte, den ich als christliches Erlösungsdrama verstanden hatte. Auch die Musik war so für mich ein Weg zur Religion.

Gerade den »Parsifal« hat Wagner vollgepackt mit Sünden und Sündern. Heiligkeit und Sünde bestimmen den zentralen Antagonismus dieses Werkes. Spielte bei Ihrer

Frido Mann wurde 1940 in Monterey (Kalifornien) als Sohn von Michael und Gret Mann geboren. Sein Vater war das jüngste Kind von Thomas und Katia Mann. Frido Mann studierte in Zürich und Rom Musik. Das nachfolgende Studium der Katholischen Theologie in München schloss er mit der Promotion ab. Parallel dazu absolvierte er ein Psychologiestudium in München und Münster. Nach einer Gastdozentur an der Universität Leipzig wurde er habilitiert. Es folgten mehrjährige Arbeit an einem psychiatrischen Krankenhaus und eine akademische Laufbahn an deutschen Universitäten mit Gasttätigkeit in Prag. 1985 erschien sein erstes belletristisches Buch: »Professor Parsifal«. Die Romanparabel »Terezín« (1994) wurde von George Tabori dramatisiert und auf die Bühne gebracht. Nach insgesamt sieben Romanen kam 2008 die Autobiografie »Achterbahn« heraus. 2013 veröffentlichte er das Buch »Das Versagen der Religion«. Mit dem Schriftsteller sprach in München **Ingolf Bossenz**.

Foto: Thomas Elsner

Konversion demzufolge Sündenbewusstsein eine Rolle?

Nein, überhaupt nicht. Der konfessionelle Übertritt war ja auch etwas Alternativ-Rebellisches, da ich stets dachte, niemand in meiner Familie sonst habe eine Verbindung zur Religion, zum Religiösen. Gerade in Bezug auf meinen Großvater musste ich mich da später korrigieren.

In welcher Hinsicht?

Thomas Mann hatte in der Zeit seines kalifornischen Exils enge Beziehungen zur unitarischen Kirche in den USA. Diese radikal-reformatorische Glaubensgemeinschaft lehnt die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes ab. Also nicht Vater, Sohn und Heiliger Geist, sondern nur eine Person als Gott. Das war »Thomas Manns amerikanische Religion«, wie ein Buch des Literaturwissenschaftlers Heinrich Detering über diesen lange Zeit un-

bekanntem Lebensteil meines Großvaters heißt.

Thomas Manns Religion ist in der Tat eine ungewöhnliche Wortkombination. Haben Sie denn davon etwas gemerkt im Umgang mit ihm?

Nein, nie. Religion war kein Thema. Er kam natürlich als Lübecker aus dem norddeutschen Luthertum, wurde getauft und musste als Kind immer am Sonntag in den Gottesdienst gehen. Aber als er dann nach München zog, kehrte er der Kirche völlig den Rücken. Das änderte sich erst in Amerika, bei den Unitariern.

Wieso schätzte Thomas Mann gerade diese doch eher als Sekte einzuordnende Glaubensgruppe?

Bei den Unitariern gibt es eine religiöse und weltanschauliche Toleranz von solcher Breite, dass man sie fast mit den Buddhisten vergleichen kann.

Die Buddhisten sagen ja, sie könnten jeder anderen Religion angehören und trotzdem Buddhisten sein. Ähnlich ist es bei den Unitariern, die zu meinem Großvater sagten: Sie können gern Ihr Luthertum behalten, Sie sind bei uns willkommen. Diese Offenheit hat ihm sehr gefallen. Ebenso schätzte er die pantheistischen Elemente bei dieser Konfession, auch das Fehlen der »Vergötterung« von Jesus, der bei den Unitariern ein Prophet ist, ein Vorbild, ein vorbildlicher Verkünder, der seinen Glauben auch gelebt, vorgelebt hat. Aber nicht als Gottes Sohn; Jesus hat sich selbst ja nur als Menschensohn bezeichnet. Thomas Mann hielt auch von der Kanzel predigtähnliche Vorträge in Amerika. An den dortigen Pfarrer schrieb er noch kurz vor seinem Tod von Europa aus: Ihre Kirche steht mir am nächsten. Trotzdem hat er sich jedoch immer als Lutheraner gefühlt. Übrigens bin ich auf Veranlassung Thomas Manns in Kalifornien unitarisch getauft worden.

Religiöse Faszination auf Intellektuelle übte in der Vergangenheit in erster Linie die römisch-katholische Kirche aus. Ich denke da zum Beispiel an Schriftsteller wie François Mauriac oder Evelyn Waugh. Was machte diese Faszination aus, wirkte sie auch bei Ihnen?

Religionen haben generell das Potenzial, Menschen mit ihren Urtraditionen zu verbinden, Urfahrungen zu pflegen und damit auf die Fragen des Menschseins und dessen Woher und Wohin Antworten zu suchen und zu versuchen. Die römische Kirche kann angesichts ihres jahrhundertelangen institutionellen Beharrungs-

»Religionen haben das Potenzial, Menschen mit ihren Urtraditionen zu verbinden, Urfahrungen zu pflegen und auf die Fragen des Menschseins und dessen Woher und Wohin Antworten zu suchen und zu versuchen.«

»Die drastische Sicht auf die Sünde ist durch die Reformation zu einem neuen Kulminationspunkt geführt worden. Da hatte die katholische Kirche entgegen landläufiger Meinung durchaus einiges abgemildert und zugedeckt mit ihrem Regularium in Sachen Sündenbeurteilung und -abbau. Unter dem Motto: Die Kirche wird's schon richten.«

vermögens und ihres historisch gewachsenen dogmatischen Glaubensfundaments als besonders kompetent in diesen Sinn-Angelegenheiten erscheinen. Hinzu kommt die Einkleidung dieser Traditionen in liturgische Strukturen, die sich zusammensetzen aus uralten Riten, uralten Gesängen und sogar uralten Gerüchen wie dem Weihrauch. Beschwo-ren wird eine Vergangenheit, in der sich viele Menschen nach wie vor aufgehoben fühlen in Zeiten von Sinnkrisen und Werteverfall.

Eine Geborgenheit, die protestantische Kirchen so nicht bieten? Richtig. Dort ist zweifellos viel Spirituell-Emotionales verloren gegangen durch die rituelle Reduzierung im Gefolge der Reformation, besonders bei den sogenannten reformierten Kirchen in der Tradition von Calvin und Zwingli, in denen es sehr karg zu geht, ohne Musik gar. Aber Ratio, also Lehre, und Gefühl gehören im Religiösen nun mal zusammen.

Nun haben ja gerade die Reformatoren, ob Luther oder Calvin, das abgrundtief Sündhafte des Menschen betont, jedes Menschen. Diese drastische Sicht auf die Sünde ist in der Tat durch die Reformation zu einem neuen Kulminationspunkt geführt worden. Da hatte die katholische Kirche entgegen landläufiger Meinung durchaus einiges abgemildert und zugedeckt mit ihrem Regularium in Sachen Sündenbeurteilung und -abbau; ob das nun die verschiedenen Formen des Ablasses waren oder die Instrumentarien der Wiedergutmachung, der Absolution und ähnliches. Unter dem Motto: Die Kirche wird's schon richten. Aus diesem Grund ist meine Frau vor 50 Jahren katholisch geworden. Sie ertrug es einfach nicht mehr, im Konfirmationsunterricht der evangelischen Kirche hier in München stets und ständig von Sünde, Sünde und nochmals Sünde zu hören. Im Katholizismus ist der Sündenbegriff natürlich nicht aufgehoben, aber er wird dort völlig anders gehandhabt.

Wie sieht diese Handhabung aus? Die Sünderin oder der Sünder erhalten in der Beichte vom Priester die Absolution, die Freisprechung von Schuld und Sünden, deren Vergabung. Damit wird das Sünden-, das Schuldbewusstsein, das ja ausgesprochen niederdrückend sein kann, entscheidend abgemildert. Die evangelischen Pastoren können eine solche Absolution nicht erteilen, nicht als Sakrament, also als direkt auf Gott bezogenen Ritus. Für den wirklich Gläubigen ist so eine Entlastung keine Kleinigkeit.

Die Beichte als psychotherapeutisches Verfahren? In gewissem Sinne schon. Und zugleich wird so im Dialog mit dem Priester ein Bekenntnis der Zu- und Unterordnung zur Kirche abgelegt.

Aber die Pflicht zur Beichte und die Beichte selbst setzen die Gläubigen auch großem Psychodruck aus. Selbstverständlich. Dieser Druck kann Formen annehmen, die die von mir geschilderten Erleichterungen schnell in ihr Gegenteil verkehren können. Diese dunkle Seite hat auch meine Frau damals nicht gesehen.

Haben Sie denn gebeichtet in Ihrer Zeit als Katholik? Ja, an ein paar Beichten als junger Mann Anfang zwanzig kann ich mich erinnern. Aber ich habe dann ziemlich schnell damit aufgehört.

Und? Hatte die Beichte für Sie eine erleichternde Wirkung? Nein. Schon deshalb nicht, weil ich mich vor einer Beichte verstärkt bemüht habe, keine Sünden zu begehen, sodass ich dann gar nicht viel zu beichten hatte. Es war geradezu lächerlich, wenn ich zurückdenke.

Haben da die Todsünden irgendeine Rolle gespielt? Die schon gar nicht.

Mit dem Tod wurden Sie ja bereits früh sehr ungewöhnlich konfrontiert. In seinem Roman »Doktor Faustus«, der 1947 erschien, hat Sie Ihr Großvater in der Figur des kleinen Nepomuk grauenvoll sterben lassen. Immerhin waren Sie der Liebingsenkel von Thomas Mann. Deshalb hat dieser literarische Tod psychisch und sozial auch sehr stark auf mich gelastet. Ich habe Jahrzehnte gebraucht, bis ich bereit war, den »Faustus« und überhaupt die Bücher von Thomas Mann zu lesen.

In etlichen dieser Bücher geht es ja auch um Sünde, Schuld, Gnade und Vergeltung. Ja, das betrifft vor allem den Werkstrang, der sich über die Joseph-Romane durch den »Faustus« bis zum »Erwählten« zieht.

Im »Joseph«-Zyklus findet sich ein kurzer, aber viel zitierter Satz über das Sündigen. Er lautet: »Zum Sündigen gehört Geist.« Ein sehr treffender und zutreffender Satz, denn Sünde oder Schuld ist etwas, das Geist voraussetzt, also die Erkenntnis der Schuld.

Aber ist Schuld nicht etwas Objektives, das einer Handlung oder auch einer Unterlassung immanent ist? Juristisch ist Schuld natürlich etwas Objektives. Gemessen an allgemein anerkannten moralischen Kriterien ebenso. Aber es ist trotzdem etwas, das auch subjektiv erfahren werden muss, um es zu überwinden oder auch zu bejahen, zu akzeptieren. »Sinn für die Sünde« nannte das Thomas Mann im Anschluss an den zitierten Satz.

Hat dieser Sinn für die Sünde etwas mit dem Gewissen zu tun? Auf jeden Fall. Das war es auch, was Thomas Mann an den Unitariern schätzte: Bei dieser Gruppe ist Gewissen die Hauptinstanz des Menschen. Deshalb gehen die Unitarier davon aus, dass, wer dem Gewissen folgt, automatisch das Gute tut. Das ist im trinitarischen Christentum anders: Versuchung, Schuld, Leiden spielen dort eine große Rolle. Bis hin

zum Kreuz. Folglich sind für Christen Karfreitag und Ostern sehr wichtige Tage. Auch im Sinne der Selbstbefragung und Gewissenserforschung.

Der Apostel Paulus sagt, Christus sei für unsere Sünden gestorben. Insofern ist die Sünde das eigentlich Konstitutive des Christentums. So ist es, ohne Sünde oder Schuld kein Christentum.

Ist das ein Teil des »Versagens der Religion«, wie der Titel Ihres jüngsten Buches lautet? In den rund 300 Jahren der Verfolgung und der Katakomben-Zeit haben Menschen die urchristliche Lehre nicht nur verkündigt, sondern auch gelebt, eine Lehre der Nächstenliebe, des solidarischen Zusammenstehens, der gerechten Güterverteilung. Als die Verfolgung endete und eine Staatskirche mit entsprechender Hierarchie entstand, etablierte sie jene niederdrückenden Dogmen und Einschüchterungsstrukturen, die über Jahrhunderte die Macht des Klerus sicherten. Das Versagen der Religion besteht darin, dass lebendige Erfahrungen, die Menschen lange Zeit tradiert hatten, zu einem fest gegossenen und verkrusteten System wurden, das seine Glaubensgesetze und -lehrsätze institutionell sanktionierte. Auch der Sündenbegriff, die Installation und Propagierung der sogenannten Todsünden gehören zum Versagen der Religion.

Trotz Religionskritik und Kirchenaustritt bezeichnen Sie sich weiter als Gläubigen. Als konfessionslosen Gläubigen. Glaube ist für mich ein Ergebnis von Erfahrungen und nicht das kritiklose Akzeptieren von Aussagen, die mir von einer Institution respektive Organisation angeboten oder gar aufgezungen werden. Deshalb standen mir nach meinem katholischen Intermezzo vor allem die Ansichten meiner amerikanischen Taufkirche, der Unitarischen Religionsgemeinschaft, besonders nahe. Die Pluralität dieser ethisch-humanistischen Vereinigung mit ihren philosophisch-

pantheistischen Akzenten entspricht sehr meinem Denken.

Ihre Frau Christine ist die Tochter des Physik-Nobelpreisträgers Werner Heisenberg, der mit seinen Erkenntnissen über die Quantenmechanik zur Revolutionierung des naturwissenschaftlichen Weltbildes beitrug. Hatten die Forschungen Ihres Schwiegervaters Einfluss auf Ihre Religionsauffassung?

In meinem Buch geht es auch um die Möglichkeit einer quantenphysikalischen Begründung der Einheit von Natur, Kultur und Religion, es geht um die ontologische Verbindung von Geist und Materie durch die Quanteninformation. Wir haben hier in München einen Gesprächskreis, zu dem der Physiker Thomas Görnitz, ein Schüler Carl Friedrich von Weizsäckers, und seine Frau Brigitte Görnitz, eine Psychologin, gehören. Die beiden haben gemeinsam das Buch »Die Evolution des Geistigen. Quantenphysik – Bewusstsein – Religion« verfasst. In diesem Gesprächskreis geht es um philosophische Fragen, die sich aus der Quantenphysik ergeben. Wie kann man sich zum Beispiel unter quantenphysikalischen Voraussetzungen den freien Willen des Menschen vorstellen, der ja von der klassischen Physik abgelehnt wurde, weil dort alles determiniert ist, alles kausal zusammenhängt. Und wir spekulieren manchmal auch, wie man sich – ganz vorsichtig und ganz unesoterisch – von der Quantenphysik aus respektive in Übereinstimmung mit dieser ein Weiterleben nach dem Tode vorstellen könnte. Diese Verbindung zwischen dem Religiösen und dem Nichtreligiösen, dem Naturwissenschaftlichen, ist für mich Glaube.

Sie sind Musiker und Musikwissenschaftler, Theologe, Psychologe, Schriftsteller. Was ist für Sie das Verbindende dieser Professionen? Es waren und sind wichtige Quellen der Sinnfindung in meinem Leben. Von meiner Sozialisation her steht natürlich die Musik am Anfang, mit der ich am frühesten vor allem durch meinen Vater Michael in Verbindung

»Das Versagen der Religion besteht darin, dass lebendige Erfahrungen, die Menschen lange Zeit tradiert hatten, zu einem fest gegossenen und verkrusteten System wurden, das seine Glaubensgesetze und -lehrsätze institutionell sanktionierte. Auch der Sündenbegriff, die Installation und Propagierung der sogenannten Todsünden gehören zum Versagen der Religion.«

Todsünden sind keine Zwerge – aber sieben

Von Ingolf Bossenz

Papst Gregor I. hat sie im 6. Jahrhundert katholisch katalogisiert, von Dante Alighieri sind sie Anfang des 14. Jahrhunderts komödiantisch dramatisiert und durch David Fincher Ende des 20. Jahrhunderts cineastisch inszeniert worden – die sogenannten sieben Todsünden:

- Hochmut/Stolz
- Geiz/Habgier
- Wollust/Ausschweifung
- Zorn/Rachsucht
- Völlerei/Maßlosigkeit
- Neid/Eifersucht
- Trägheit/Ignoranz

Wofür im »Inferno« der »Göttlichen Höllequalen leiden und was John Doe im Thriller »Seven« die religiös-makabre Folie für seine infernalische Mordserie ist – diese sieben Laster stehen für den sumpfigen Urgrund, in dem Sünden jeglicher Couleur, Form und Größe wuchern und den sündigen Menschen mit ihren fetten Fangarmen umschlingen. Weshalb sie eigentlich Haupt- oder Wurzelsünden heißen.

Der mittlerweile gebräuchliche spektakuläre Begriff Todsünden ist insofern nicht korrekt, als selbige erst aus dem Siebener-Pfuhl emporsteigen, in dem sich die der Sünde Aufgeschlossenen wohligh wälzen. Wenn »die Seele durch die Sünde eine Unordnung schafft, die bis zum Bruch mit dem letzten Ziel – Gott – geht, an das sie durch die Liebe gebunden ist, dann ist dies eine Todsünde; wann immer jedoch die Unordnung unterhalb der Trennung von Gott bleibt, ist es eine lässliche Sünde«. So sah es jedenfalls Joseph Ratzingers Lieblingskirchenlehrer Thomas von Aquin im 13. Jahrhundert.

Wer also mit seinem Kim-Jong-Un-Haarschnitt angibt, sich in der Betriebskantine bei Nachschlag immer vordrängt oder auf den Nachbarn wegen dessen Vierklang-Fahrradklingel neidisch ist, muss sich deshalb noch nicht auf ewige Höllequalen einstellen. Aber: Eingedenk der Volksweisheit, dass, was lange währt, schließlich schlecht wird, kann es zu einem solchen Auswuchs des Sündigen kommen, dass selbst das tägliche Lesen des Märchens vom Fischer und seiner Frau keinerlei Abschreckungskraft mehr auf den Sünder entfaltet. Wem es also nicht reicht, Papst zu sein, der ist auf dem besten Weg Richtung 2. bis 4. Höllenkreis, wo die Sünder aus Maßlosigkeit schmoren und schmachten. Weshalb Franziskus auch mit dem Amt des Stellvertreters zumindest nach außen ganz zufrieden ist.

Dass der Tod- oder Haupt-sünden gerade sieben sind, entspringt der Zahlenmanie religiöser Systeme. Im Christentum setzt sich die Sieben zusammen aus der göttlichen Dreifaltigkeit (Vater, Sohn, Heiliger Geist) und den vier Seins-Elementen (Feuer, Wasser, Luft, Erde). Entsprechend gibt es auch die sieben Tugenden, die sieben Sakramente, die sieben Schmerzen Mariens ... Die sieben Zwerge, die sieben Geißlein, die sieben Schwaben und ähnliche Kleingruppen sind hingegen lediglich Trittbrettfahrer, die sich an eine historisch erfolgreiche Zählbewegung gehängt haben.

In der modernen Konsumgesellschaft haben die sieben Todsünden ihren ursprünglichen Sinn verloren. Denn ohne Gier, Neid, Maßlosigkeit oder Protzerei würde das ganze stolze System von einem Tag auf den anderen zusammenbrechen. Weshalb eine Transformation stattfand und es heute die sieben Todsünden des Online-Datings, des Hackfleisch-Würzens und des Penis-Piercings gibt.



Hölle

»Warum schickst du mich in die Hölle?«, singt der Freundschaftsarmbandmusikant Wolfgang Petry. Warum? Das müssen sich Anhänger diverser Glaubensgemeinschaften fragen, Hölle ist eine parteiübergreifende Angelegenheit. Die Katholische Kirche hat auf dem Weg in die ihrige unter anderem Todsünden aufgestellt, über die theologisch

mehr gesagt werden kann als hier. Praktisch, die Hintertür: Vergabung durch Beichte. Wer nachschlägt, was es damit auf sich hat, stößt zur neuteamentlichen Begründung auf einen schwer verständlichen Satz von Jesus, den dieser zu Petrus gesagt habe. Wolfgang Petry ist leichter zu kapieren: Hölle, Hölle, Hölle! tos

Foto: Jürgen Hoffreter

Sünder, such dir einen Job!

Ein Recht auf Faulheit gibt es nicht, predigte Gerhard Schröder – Guillaume Paoli, Mitbegründer der Glücklichen Arbeitslosen, erkennt in so einem Satz: Denkfaulheit. Von Martin Hatzius

Geraubter Lebens-Sinn

Tom Strohschneider über »Die Arbeitslosen von Marienthal«

Erwerbslose sind faul, gucken Unterschichten-TV und geben die Stütze für Zigaretten, Dosenbier sowie riesige Flachbildfernseher aus. Vorurteile über Menschen, die schon länger keiner Lohnarbeit nachgehen können, sind so dumm wie beschämend – für jene, die so denken. Und das sind viele. Vor ein paar Jahren zeigte eine Untersuchung unter Leitung des Soziologen Wilhelm Heitmeyer, dass es fast zwei Drittel der Bundesbürger als empörend ansehen würden, wenn Langzeitarbeitslose »sich auf Kosten der Gesellschaft ein bequemes Leben« machten. Auch spätere Umfragen haben bestätigt, wie tief sich die Ökonomisierung des Sozialen ins allgemeine Bewusstsein eingegraben hat: Menschen werden unter der Maßgabe ihrer ökonomischen Nützlichkeit betrachtet. Und wer nicht lohnarbeitet, der fällt im Auge des vorurteilsbeladenen Betrachters auch hinter eine durchkapitalisierte Moral zurück.

Das Ressentiment ist umso widerwärtiger, als dass der Ausschluss aus einer Welt, die vom Prinzip Lohnarbeit durchdrungen ist, für die Betroffenen ja tatsächlich nicht folgenlos bleibt. Der oft gehörte Hinweis auf mögliche persönliche Mitschuld vermag dabei die Heftigkeit des Durchschlags sozialer Herrschaftsbeziehungen auf das Einzelschicksal nicht wegerklären.

Welche Dimensionen der Verlust von Lohnarbeit annehmen kann, dokumentierte auf bestürzende Weise schon 1933 eine Arbeitsgruppe unter der Leitung von Marie Jahoda und Paul F. Lazarsfeld. Die aus der politischen Linken in die Wissenschaft gekommenen österreichischen Soziologen erforschten in einer methodischen Pionierarbeit, was die Schließung einer Fabrik für das bisherige Leben in dem Steinfelder Dörfchen Marienthal anrichtete. Im Krisenjahr 1929 hatten dort zunächst die Spinnerei, dann die Druckerei, die Bleiche und schließlich die Weberei geschlossen. Die Folge: In fast 370 der knapp 480 ortsansässigen Familien hatte niemand mehr eine Stelle, die Menschen lebten von knapper Unterstützung.

Was die in den 1960er Jahren neu aufgelegte Studie beherrscht: Der Eindruck »einer als Ganzes resignierten Gemeinschaft, die zwar die Ordnung der Gegenwart aufrechterhält, aber die Beziehung zur Zukunft verloren hat.« Die Weihnachtswünsche der Kinder sind um zwei Drittel bescheidener als in der Umgebung und bleiben doch unerfüllt. Das Dorf liest weniger Zeitungen, die Parteien verlieren Mitglieder, der Theaterverein büßt Lebendigkeit ein, eine allgemeine Langsamkeit breitet sich aus – »sie, die sich nicht mehr beileben müssen, beginnen auch nichts mehr«, heißt es über »Die Arbeitslosen von Marienthal«. Wenn die Menschen »Rückschau halten über einen Abschnitt dieser freien Zeit, dann will ihnen nichts einfallen, was der Mühe wert wäre, erzählt zu werden.«

Es ist gar nicht einmal die materielle Armut das Furchtbarste – so schlimm sie ist, wie man an den Gesundheitsdaten und den Ernährungsprotokollen sieht. Sondern es sind die auf den ersten Blick kaum sichtbaren Spuren einer stillen Gewalt, die einem ganzen Dorf den Alltag, die Hoffnung, den Lebens-Sinn raubt.



Dieser Bildtext ist der Trägheit des dafür zuständigen Redakteurs zum Opfer gefallen. Sollten Sie gerade weniger faul sein, schreiben Sie doch gern selbst etwas rein. tos Foto: Jürgen Holtfreter

Trägheit

Lang ist es her. Die windigen Geschäfte von Lemann Brothers liefen prächtig, die Türme des World Trade Center ragten stolz in den Himmel von Lower Manhattan, und »Hartz IV« war in Deutschland noch gar kein Begriff. Da zitierte die »Bild«-Zeitung den sozialdemokratischen Bundeskanzler Gerhard Schröder mit den Worten: »Es gibt kein Recht auf Faulheit in dieser Gesellschaft.« Man schrieb den 6. April 2001.

Der Satz, mit dem Schröder die Massen auf die bevorstehende Umsetzung seiner neoliberalen Agenda einschwor, kann gleichsam als Handreich gegen die eigene politische Sozialisation gelesen werden, als Abkehr von einer Sozialdemokratie also, die diesen Namen tatsächlich verdient. Denn war es nicht der Sozialist und Marx-Schwiegerson Paul Lafargue, der 1880 in einem fulminanten antikapitalistischen Essay eben jenes »Recht auf Faulheit« polemisch eingefordert hatte? Und war es nicht Eduard Bernstein, Urvater von Schröders SPD, der Lafargues Schrift ins Deutsche übertragen hatte?

»Als die Bourgeoisie noch gegen den von der Kirche unterstützten Adel kämpfte«, heißt es in Lafargues 1883 im Gefängnis Sainte-Pélagie verfass-

ten Vorwort, »befürwortete sie freie Forschung und Atheismus, kaum aber hatte sie ihr Ziel erreicht, so änderte sie Ton und Haltung. Und heute sehen wir sie bemüht, ihre ökonomische und politische Herrschaft auf die Religion zu stützen.« Die Religion einmal abgezogen, ließe sich Schröder und den Seinen dieselbe Kehrtwende nachweisen. Dem Verdikt, es gebe kein Recht auf Faulheit, folgten Sanktionen gegen die vermeintlich Faulen. Arbeitslos zu sein – vor der Ära Schröder war das nicht unbedingt ein Verbrechen. Seit der Umsetzung von Hartz IV ist »Faulheit« eine Todsünde laut Staatsdoktrin.

Erinnert sich eigentlich noch jemand an die Glücklichen Arbeitslosen? Die noch in der Ära Kohl formierte Initiative hatte vor dem Hintergrund der öffentlichen Debatte über ein bedingungsloses Grundeinkommen einen Möglichkeitsraum aufgetan, mittels Manifesten und spontanen Aktionen: Wenn dank Technologie und Automation immer weniger menschliche Arbeitskraft benötigt wird, so las man im »Müßiggänger«, dem »Kontemplationsblatt der Glücklichen Arbeitslosen«, warum darf man das nicht als Geschenk begreifen? Endlich tun, wozu man schon immer Lust, aber noch nie Zeit

hatte – was soll daran verwerflich sein? Leisten könne sich das die reiche deutsche Gesellschaft allemal.

»Unser erster konkreter Vorschlag«, hieß es 1996 im ersten Aufruf der Glücklichen Arbeitslosen, »ist sofort umsetzbar: die Beendigung aller Kontrollmaßnahmen gegen Arbeitslose, Schließung sämtlicher Statistik- und Propagandabüros (das wäre unser Beitrag zum Sparpaket) und automatische, unbefristete Zahlung der Unterstützung inklusive der gesparten Summen.« Eingetreten ist das komplette Gegenteil: verschärfte Kontrollen, Umwandlung der Ämter in Agenturen, Prekarisierung zwecks Schöpfung der Statistik.

Wer hätte die Forderungen der sorglosen Schmarotzer auch bezahlen sollen? »Unsererwegen«, schrieben die seinerzeit, »mag das Einkommen der Glücklichen Arbeitslosen sehr wohl vom privaten Sektor finanziert werden, sei es durch Sponsoring, Adoption, extra Kapitalertragssteuer oder Erpressung. Wir sind nicht wählerisch.« Gleichgesinnte riefen den 2. Mai zum »Internationalen Kampf- und Feiertag der Arbeitslosen« aus. Ein wackeres Häuflein versammelt sich an diesem Tag seither zu einer Demonstration in Berlin, um Michael Steins »Gebet gegen die Arbeit« zu in-

tonieren: »Arbeit! Geißel der Menschheit! Verflucht seist du bis ans Ende aller Tage ...«

Stein starb 2007. Die »Aufrufe, Manifeste und Faulheitspapiere der Glücklichen Arbeitslosen«, von Guillaume Paoli 2002 unter dem Titel »Mehr Zuckerbrot, weniger Peitsche« herausgegeben, sind nur noch antiquarisch erhältlich. Die Initiative hat sich längst aufgelöst, genauso wie der Club der polnischen Versager und ähnliche Gruppen, die in den damals noch vorhandenen Freiräumen Berlins das Leben feierten und die Malloche verdammt. Glück und Arbeitslosigkeit – 13 Jahre nach Schröders Satz klingen die beiden Worte unvereinbarer denn je.

Die Vögel zwitschern, als gäbe es kein Morgen, als mir Guillaume Paoli, einstige Stimme der verblichenen Initiative, dieser Tage im sonnigen Volkspark Friedrichshain gegenüber sitzt. Ursprünglich als »Statement von drei Leuten« gedacht, habe die Sache mit den Glücklichen Arbeitslosen unbeabsichtigt rasch Fahrt aufgenommen, sagt er. Hunderte von Briefen aus der ganzen Republik seien eingetroffen, deren Schreiber ebenfalls arbeitslos waren – und zufrieden damit. »Leute, die wir überhaupt nicht kannten, gründeten Orts-

gruppen und diskutierten plötzlich mit Gleichgesinnten.«

Warum ist das Ganze dann so dornröschenhaft eingeschlafen? Zum einen wegen Schröder, »dessen Ziel es war, uns zu bekämpfen und jedem Einzelnen, der keine Arbeit findet, dafür die Schuld persönlich zuzuweisen. Wer aber die Arbeitslosigkeit zur individuellen Sünde erklärt, verschleiert, dass es sich in Wirklichkeit um ein strukturelles Problem handelt.« Zum anderen, weil die Glücklichen Arbeitslosen sich nicht vereinnahmen lassen wollten. »Es entstand damals dieses Gerede über die Kreative Klasse, das sehr bald dazu führte, dass die sogenannte Kreativität zur dominanten Ideologie geworden ist«, sagt Paoli. »Hervorgebracht hat sie das falsche Idealbild eines freischwebenden Menschen, der mobil ist, heute dies machen kann, morgen jenes, und dabei in prekären Verhältnissen lebt. Mit diesem Lob der Selbstaubeutung wollten wir uns nicht gemein machen.«

Auch eine »Kollaboration mit dem Arbeitsamt« sei nicht in Frage gekommen. Angebote dieser Art habe es durchaus gegeben: »Wir hätten Arbeitslosenspezialisten werden können, lebenslang. Aber wir wollten uns nicht in diese Spezialisierungsecke stellen lassen und ständig zu Gast in Talkshows sein.« Stattdessen hat Guillaume Paoli dem Drängen seines Arbeitsberaters nachgegeben und auf dem Papier eine »Ich-AG« gegründet – als »Demotivationstrainer«. Unter dem Intendanten Sebastian Hartmann war er später fünf Jahre lang am Leipziger Centraltheater angestellt, als Hausphilosoph. Jetzt ist er wieder mal arbeitslos. Na und? Die Sonne scheint, die Vögel zwitschern. Ein Werktag, zwölf Uhr mittags.

»Aber die Grundfrage, die wir damals gestellt haben«, sagt Paoli, »ist nicht gelöst. Es gäbe da noch einiges zu tun.« Je weiter die Globalisierung und die mit ihr einhergehende Nivellierung weltweiter Einkommensunterschiede fortschritten, desto mehr lohne es sich für Unternehmen, in Software und Maschinen zu investieren, die Arbeitsplätze vernichten. Hauptanliegen der Glücklichen Arbeitslosen sei »das Anstoßen eines Umdenkens« gewesen, wichtigstes Ziel die »Entwicklung anderer Werte für das Gemeinnützige«. Dieses Umdenken wäre »das Denken einer anderen Verteilung: Der Mensch hat ein Recht darauf, ohne Bedingungen Geld zum Leben zu bekommen.«

Ein »Recht auf Faulheit« also? Paoli antwortet zweifach, einmal philosophisch, einmal pragmatisch. Die philosophische Variante: »Wenn es ein Recht auf Arbeit gibt, gibt es auch ein Recht darauf, nicht zu arbeiten. Sonst ist es eine Pflicht zur Arbeit, ein Zwang.« Die pragmatische: »Einer ist immer fauler als jemand anders. Sobald du dir etwas mehr Zeit nimmst, wirst du faul auf Leute, die das nicht tun. Faulheit als Kategorie kann ich deshalb nicht anerkennen.«

Schon in ihrem ersten Text brachten die Glücklichen Arbeitslosen die Moralkeule, die immer dann geschwungen wird, wenn es um die Tugend der Tüchtigen und die Schande der Faulen geht, in Verbindung mit dem Kirchenzepter. »Wie damals auch, als die Priester ihr Seelenmonopol bedroht sahen«, heißt es da, »ist die Moral nur dazu da, die sich ausweitenden Risse zwischen Weltanschauung und Realität zu flicken.« Die heute herrschende Weltanschauung heißt: Faulheit ist Sünde. Die Realität: Es gibt im Technologiezeitalter keine sinnvolle Lohnarbeit mehr für alle.

»Nur ein erhabenes Lachen«, schlussfolgerten die Glücklichen Arbeitslosen 1996, »kann Moral ernsthaft außer Kraft setzen.« 18 Jahre später beschließt Guillaume Paoli unser Gespräch über den sündhaften Müßiggang wieder mit einem Lachen: »Aber Denkfaulheit, da bin ich dagegen. Die derzeit in der Politik und Medien dominierende Denkfaulheit sagt nämlich in den immer gleichen Floskeln immer wieder nur: So wie es ist, ist es, und etwas anderes ist nicht vorstellbar.« Wenn das nicht die wahrhaftige Sünde ist!



Wollust

Ob das Sexuelle oder die zur Anbahnung ringsherum betriebenen sozialen, bildlichen, handfesten Bemühungen als sinnlich, lustvoll, schön, verboten, schmutzig, falsch gelten, ist eine Frage der Konvention. Der Abstand zwischen Wollust und Keuschheit wird ständig neu vermessen. Was einst verboten war und also anziehend, kann schnell zur Mindestanforderung aller Paarturnerei werden und damit langweilig.

Oder es verliert politische Kraft. Mag sein, dass das Lars von Triers »Idioten« von 1998 zum Verhängnis wurde: schlechte Kritiken, kaum Preise. Der Film erzählt von jungen Leuten, die mit »abweichendem« Verhalten gegen das Bürgerliche rebellieren, wobei auch Gruppensex eine Rolle spielt. Doch das Symbol des sexuellen Auf-Begehrens versagte offenbar, jedenfalls beim Zuschauer. Wohl, weil sich längst auch

der spießigste Kleinbürger als wilder, wollüstiger imaginieren konnte. Gruppensex? Wir haben da noch ganz anderes aus dem Internet gelernt! In Norwegen war »Idioten« der erste Film mit ungekürztem Gruppensex, der die Zensur passierte. Begründung: Die Szene würde sich »auf natürliche Weise« einpassen. Schlimmer kann kein Urteil über Sex lauten, der Auflehnung sein sollte. tos

Foto: imago/United Archives

Lustmolch und Lästerzungen: Luxuria 2.0

Von Sarah Liebigt

Die Frau, die im Internet verschämt oder möchtegernprovokativ die Auszüge aus den »Shades of Grey« von E.L. James liest. Rund 5,7 Millionen mal verkaufte sich in Deutschland dieser buchgewordene Fanfiction-Albtraum.

Der Durchschnittsmann, der in der Mittagspause seines Durchschnittsjobs online schnell ein paar Pornofilmchen konsumiert, die ihn von der Fadheit seines Durchschnittsalltags ablenken sollen. Die aber ebenso durchschnittlich sind wie sein Auto und sein Feierabendbier. 70 Prozent der pornografischen Daten werden an Werktagen zwischen 9 und 17 Uhr abgerufen.

Und schließlich die Jugendlichen, die sich auf der Suche nach Input, nach Infos, nach Spaß, nach geilen Bildern Filmchen angucken sowie zahllose Bildstrecken von Frauen mit aufgepumpten Brüsten und/oder Männern mit Sixpack und Riesenschwanz. »Sex« und »Porn« sind unter den Top-5-Suchbegriffen bei Jugendlichen unter 18 Jahren.

Ein Drittel des globalen Datenverkehrs im Internet ist pornografischen Ursprungs. Schätzungen zufolge bieten fast 400 Millionen Webseiten pornografische Inhalte, täglich kommen weltweit bis zu 300 Seiten hinzu. Wir gucken Sex, wir lesen Sex, wir kaufen Sex. Doch weder die Shades-of-Gray-Freundin, noch der Durchschnittsmann, noch die Jugendlichen würden im Zuge dieses Konsums davon reden, Wollust zu empfinden oder dieser zu frönen. Dabei ist sie gleichermaßen Antrieb und Ziel.

Die Internetseite Pornhub hat 23 Millionen Besucher pro Tag, die im Durchschnitt acht Minuten auf der Seite bleiben und währenddessen ebenso viele Filmchen angucken. Abgelenkt werden die Menschen nur von Großereignissen. Wie dem Euro Vision Song Contest. In Malta sackte 2013 der Traffic am ESC-Abend um 15 Prozent ein. An Thanksgiving dokumentierte Pornhub in den USA 30 Prozent weniger Verkehr. In Kanada forderte ein Hockeyspiel die geballte Aufmerksamkeit der Bevölkerung ein: 50 Prozent weniger Traffic im Mai 2013 während der NHL Eastern Semifinals.

Doch neben den vermeintlich nicht jugendfreien Sümpfen der virtuellen Fleischeslust gibt es einen anderen Bereich. Soziale Netzwerke, Blogs und Foren bieten im Internet einen Raum, in dem Mensch mit Lust, mit Wollust eben, die verschiedensten Laster ausleben kann. Mit sexuellen Trieben hat das nicht notwendigerweise zu tun. Mit Begeisterung befriedigen die Menschen hier ihre Gier nach Klatsch und Tratsch. Nach den letzten Paparazzi-Aufnahmen der Royals, der blaublütigen wie popkulturellen. Oder ergießen sich in den endlosen Kommentarspalten des World Wide Web. Oder feiern und schüren versteckt hinterm virtuellen Gartenzaun ihren Hass auf Schwule, auf Frauen, auf politisierte nackte Brüste, auf Falschparker und Kampfradler.

Luxuria ist die Begierde nach und die Lust an sexuellen Reizen. Luxuria 2.0 ist der digitale Marktplatz der Lästermäuler und das dunkle, virtuelle Hinterzimmer der Bildergeilen. Hier gibt es Klatsch und Tratsch en masse, anonym und mit Leichtigkeit lässt es sich der sexuellen Reizerfüllung frönen. So ein Mausclick ist nicht anstrengend, man muss nicht mal vor die Tür gehen dafür.

Die Wollust lässt uns unseren Verstand und unsere Vernunft vergessen. Dass sie den ewigen Streit zwischen Trieb und Intellekt gewinnt, war und bleibt Grundlage für andere Verfehlungen (Todsünden) wie Faulheit, Gier, Neid und Wut.

Leiden nach dem Höhepunkt

Der Sexualmediziner Hartmut Bosinski im Gespräch über Menschen, die jeden Tag zum Orgasmus kommen müssen, Masturbation im Lkw-Fahrerhaus und fehlende Therapieangebote

Ihr Kollege, Sexualforscher Kurt Starke, hat die Sexsucht mal als eine Metapher ohne große Substanz umschrieben. Was ist das Komplizierte an dem Thema?

In der Tat ist der Begriff »Sexsucht« problematisch: Er unterstellt ja, dass es körperliche Veränderungen und eine körperliche Abhängigkeit von einer Substanz gibt, wie etwa beim Alkoholismus – und das ist definitiv nicht der Fall. Auch die nur von der WHO in der Internationalen Klassifikation der Krankheiten (ICD) verwendete Diagnose »Hypersexualität« ist umstritten, weil es kein Maß dafür gibt, was denn nun »hyper«, also »zuviel«, ist. Andererseits gibt es aber Menschen, die unter ihrer obsessiven, täglich Stunden währenden Beschäftigung mit Sex – meist in Form von Masturbation, Internetpornografie, Cybersex usw. – leiden und dadurch erhebliche negative Konsequenzen erleben, sei es in der Partnerschaft, im Beruf oder im Portemonnaie. In solchen Fällen »zwanghafter Hypersexualität« spricht die Sexualmedizin von »sexuellen Impulskontrollstörungen« oder »Paraphilie-verbundenen Störungen«.

Was genau ist mit dieser Impulskontrollstörung gemeint?

Das betrifft Menschen, die über längere Zeit unter intensiven sexuellen erregenden Fantasien, sexuell zwanghaften Bedürfnissen oder Verhaltensweisen leiden, welche zwar an und für sich auf gesellschaftlich akzeptierte sexuelle Reize gerichtet sind, sich aber derart steigern und außer Kontrolle geraten, dass sie zu extremer Beeinträchtigung von alltäglichen Verrichtungen führen. Da gibt es Patienten, die fünf bis zehn Mal am Tag masturbieren. Ein von mir behandelter Lkw-Fahrer masturbierte beim Fahren und sah dabei Porno-DVDs. Diesen Menschen geht es mit dieser Zwanghaftigkeit richtig schlecht und sie erleben negative Konsequenzen. Trotzdem machen sie weiter – obwohl sie das eigentlich nicht wollen.



Die sinnliche, sexuelle Begierde, die den Körper einnimmt und beherrscht wie ein Orkan, der die Vernunft hinwegfegt, ist nicht immer mit überwältigenden Emotionen verbunden. Es gibt Menschen, die unter ihrem täglichen Verlangen nach dem Orgasmus, der höchsten Ekstase, die der Körper erreichen kann, schrecklich leiden. Über zwanghafte Hypersexualität sprach Christin Odoj mit dem Kieler Sexualmediziner und Psychotherapeuten Hartmut Bosinski (57).

Foto: privat

Insofern gibt es große Ähnlichkeiten zu anderen sogenannten Verhaltensstörungen wie etwa »Kaufsucht« oder »Spielsucht«.

Es geht also gar nicht primär um Geschlechtsverkehr?

Überhaupt nicht. Wenn, dann geht es nur um anonyme Sexkontakte. Für bestehende Partnerschaften ist diese sexuelle Impulskontrollstörung vielmehr eine erhebliche Belastung, was den Leidensdruck der Patienten oft noch erhöht. Viele wählen Telefonsexnummern, haben Cybersex oder konsumieren übermäßig viel Pornografie. Auch der exzessive Gebrauch von sexualitätsteigernden Drogen wie Kokain oder Poppers kommen nicht selten vor.

Was heißt denn obsessiv? Ist einmal am Tag schon zu viel?

Es wäre grundverkehrt, nur aus der Häufigkeit eine »Diagnose« ableiten zu wollen. Das wäre ja eine Psychiatrisierung von Menschen, die sich gar nicht beeinträchtigt fühlen. Die Zusammenhänge sind wichtig: Bis zu 40 Prozent der Betroffenen haben eine manifeste Depression. Diese kann Folge, oft aber auch Ursache des zwanghaft hypersexuellen Verhaltens sein. Die Betroffenen fühlen sich schlecht und versuchen, sich durch Kaufen,

Spielen oder eben Masturbation aus diesem Stimmungstief herauszuholen. Der Orgasmus ist nun einmal der auf physiologischer Ebene stärkste erreichbare Rauschzustand. Menschen mit hypersexuellen Verhaltensstörungen wollen sich durch Masturbation ein »gutes Gefühl« verschaffen, erreichen aber keine wirkliche Sättigung. Das zieht sie noch mehr herunter und es entwickelt sich ein klassischer Teufelskreis.

Wie wirkt sich dieser ständige Drang auf den Alltag aus?

Diese Menschen können kaum rezipieren, das heißt, sie sind nicht zu engen emotionalen Bindungen in der Lage oder dazu, Sexualität überhaupt als etwas Zärtliches zu empfinden. Hinzu kommt natürlich, dass man sich am Tag kaum auf etwas anderes konzentrieren kann. Sie lassen Dinge unerledigt liegen, vernachlässigen ihr soziales Umfeld oder bekommen Probleme mit dem Arbeitgeber.

Wie sieht eine Therapie bei Hypersexualität aus?

Sie hat im Wesentlichen drei Komponenten: Zum einen die Behandlung der Depression mittels so genannter Serotonin-Wiederaufnahme-Hemmer. Diese heben die Stimmung und mindern zugleich die sexuell zwang-

haften Impulse, was diese Männer sehr erleichtert. Zum zweiten eine sexualmedizinische Verhaltenstherapie, in der die Männer lernen, typische Auslöser – oft sind es Stress oder Langeweile – zu erkennen und sich dann durch sinnvolle Verhaltensalternativen zu belohnen. Und schließlich – wenn eine Partnerschaft besteht – unbedingt die Einbeziehung der Partnerin oder des Partners, um die Störung verständlich zu machen und um die Ressourcen des Paares therapeutisch zu nutzen.

Was wäre denn eine solche alternative Verhaltensweise?

Das kann Sport sein, Musik oder andere als angenehm empfundene Aktivitäten. Fatal wäre es allerdings, wenn der Betroffene einen Verhaltenssturz (z.B. die »Sexsucht«) durch einen anderen (etwa Spielsucht, aber auch exzessives Joggen) ersetzt. Das muss ebenfalls Thema der Therapie sein.

Wie viele Menschen betrifft dieses gesteigerte sexuelle Verlangen? Vor ein paar Jahren wollte in Hollywood einer sexsüchtiger als der andere sein.

Wirklich? Damit beschäftige ich mich nicht. In den USA gibt es offenbar ein regelrechtes »Sexsucht-Business«, mit dem sich Geld verdienen lässt. Tatsächlich gibt es aber für sich genommen kein Maß dafür, was denn nun »normal« ist. Alfred Kinsey hat in den 30er und 40er Jahren des vergangenen Jahrhunderts über 5000 Männer befragt. Knapp sieben Prozent gaben an, mehr als sieben »total sexual outlets« pro Woche, also Orgasmen durch verschiedenste sexuelle Aktivitäten, zu erleben. Neuere und repräsentativere Studien fanden eine Häufigkeit von rund 1,5 Prozent der Männer, die einmal täglich oder öfter masturbieren. Alle diese Studien haben jedoch nicht danach gefragt, ob die Betroffenen unter dieser Häufigkeit leiden – und das ist entscheidend. Länger wäh-

rende zwanghafte Hypersexualität mit Leidensdruck betrifft mutmaßlich rund ein Prozent der Männer.

Wir sprechen die ganze Zeit von Männern. Gibt es Hypersexualität bei Frauen gar nicht?

Ich habe in meiner 25-jährigen Tätigkeit noch nie eine Frau wegen zwanghafter Hypersexualität behandelt. Das heißt natürlich nicht, dass es das nicht gibt. In der Literatur werden immer wieder Einzelfälle berichtet.

Woran liegt es, dass so etwas bei Frauen viel seltener vorkommt?

Das dürfte daran liegen, dass die sexuelle Entwicklung von Männern wesentlich störanfälliger ist als die von Frauen. Das beginnt auf der biologischen Ebene und setzt sich dann auf der psychosozialen und soziokulturellen Ebene fort. Sexualität ist nun einmal das Ergebnis eines hochkomplexen, biopsychosozialen Bedingungsgefüges. Deshalb zeigen Frauen insgesamt wesentlich seltener sexuell problematische Verhaltensweisen als Männer. Das gilt für Paraphilien (also Exhibitionismus, Sadismus, Pädophilie, Fetischismus usw.) genauso wie für Hypersexualität – die im Übrigen nicht selten mit paraphilen Neigungen vergesellschaftet ist. Ich wage die Behauptung, dass auf 1000 Männer eine Frau mit derartigen Problemen kommt. Und diese Frau hat es einfacher, einen entsprechenden Partner zu finden.

Als Mann ist es doch aber auch schwierig mit einer Frau zusammen zu sein, die zwanghaft hypersexuell ist. Das setzt einen doch erheblich unter Druck, oder?!

Es ist aber so, dass diese Frau rein statistisch eine viel größere Chance hat, einen Mann zu finden, der ihre Neigung teilt. Gleichwohl brauchen wir dringend bessere Therapieangebote für diese Menschen – seien es Männer oder eben auch Frauen.

Dauerläufer und Beichtstühle

Die neue Lust, die Völlerei zu besiegen: Warum Calvin das Joggen verboten hätte. Von Velten Schäfer

Geiz? Ist doch längst »geil«. Habgier? Eine immaterielle Produktivkraft! Luxus? Lohn der »Leistungs-träger«. Hochmut? Währung für Talkshowgäste. In der säkularen Gesellschaft scheinen die christlichen Todsünden ausgedient zu haben. Nur eine auf den ersten Blick nicht: »Gula«, die »Völlerei«, Gefräßigkeit, die Selbstsucht und Maßlosigkeit, der unkontrollierte, überzogene oder auch der Genuss überhaupt.

Dass das so erscheint, kann nicht verwundern. Schließlich wurde der Kapitalismus, der unser Maß von Weltlichkeit bestimmt, von Taliban

ins Werk gesetzt: Von religiösen Fundamentalisten also, die zwar die Wehemauern hinter sich gelassen hatten – jedoch nur, um gleich die ganze Welt zum Kloster zu erklären. Von Leuten wie Johannes Calvin, der in seinem Genfer Gottesstaat (1555-1565) Widersacher und Sünder hinrichten ließ und noch auf seinem Sterbebett gegen »Schlangen« und Lüstlinge gewettert haben soll.

Auch wenn die Soziologie in ihrer Ableitung des »Geistes des Kapitalismus« aus der »protestantischen Ethik« vielleicht ein wenig übertreibt – Calvin war immerhin auch der Ansicht, von Armen dürfe kein Zins genommen

werden –, sind es die Grundzüge seiner Lehre, die unternehmerisches Denken religiös und moralisch untermauert und als Normen gesellschaftlich verankert: Eine Auffassung der Arbeit als »Ethos« und Selbstzweck oder ein Verständnis beruflichen Erfolgs als Lohn der guten Lebensführung sowie als Zeichen von Gottgefälligkeit haben die Verweltlichungen des 19. Jahrhunderts überstanden und sind Grundwerte der Moderne geworden.

Wenn auch in einer zwiespältigen Weise. Nie haben die Menschen nämlich einerseits so sehr der Völlerei gefrönt wie in der »entwickelten« Industriegesellschaft. Und nie haben sie

sich zugleich doch so sehr dafür geschämt.

»Work hard, play hard!«, also hart arbeiten und wild feiern, hieß noch der paradoxe Imperativ der 1990er Jahre. Wobei der Exzess nur so lange angesehen war, wie das Bier, der Joint, die Pillen im Büro »verdient« wurden. Solange man über die an Bars und auf Tanzflächen Torkelnden bewundernd sagen konnte: »Unter der Woche hat er einen 12-Stunden-Tag.« Und um beides überhaupt vereinen zu können, quälte sich der Mensch mit »Fitness« – was ja nichts anderes bedeutet als »Wahrung von gesellschaftlicher Passform«.

Des modernen Menschen Bußritual ist das Schwitzen auf der Hantelbank oder auf dem Laufband. Genuss ist stets zu rechtfertigen, er hat mit Mühsal und Kasteiung einherzugehen – und zwar in einer dauerhaften Prozedur. Den Beichtstuhl der Katholiken nämlich, das bequeme Vergebungsmöbel, in dem man sich durch Gestehen und ein paar Rosenkränze der Sünde entsagen konnte, lehnte Calvin strengstens ab.

Bis in die Gegenwart, könnte man also meinen, hat uns Calvins Schreckensherrschaft nicht losgelassen. Jüngst allerdings scheint sich das Rad sogar noch weiter zu drehen.

Die Buße, schrieb nämlich Calvin, bestehe »aus zwei Stücken«: der »Abtötung des Fleisches und der Erneuerung durch den Geist«. In diesem Denken ist der Kampf gegen den »inneren Schweinehund«, gegen das »Fleisch«, den empfindenden und beghehenden Leib eine rein negative, geradezu repressive Operation: Der Körper muss ausgeschaltet werden, damit der Geist vermeintliche Freiheit genießen und Wahrheit erkennen könne. Die calvinistische Buße ist negativ, ist Selbsterziehung durch Entsagung, ist Feindschaft gegenüber dem Körper.

Für manche Opfer der Fitnesskultur mag das weiterhin zutreffen. Für diejenigen nämlich, die vom tatsächlichen oder gewünschten Partner, vom Hausarzt oder der Apothekenzeitschrift auf das Laufband gezwungen werden. Doch nun scheint sich Fitness aus diesem negativen, disziplinarischen Szenario zu lösen. Immer mehr Nordicwalker, Laufkunden und Hantelstemmer erleben ihr Tun keineswegs als Zwang oder Buße – sondern längst selbst als reines Vergnügen.

Die Übung dient also nicht mehr der »Abtötung« des Fleisches, wie sie Calvin vorschwebte oder den Akteuren des traditionellen Sports, die sich »für den Sieg quälen«. Sie ist ihrerseits zur Lust geworden – und das, obwohl es nichts zu gewinnen gibt. Wünsche nach der römische Satiriker Juvenal in seinem berühmten (und in der Regel falsch verstandenen) Bonmot, es möge doch in all den gesunden, schönen Körpern ein »gesunder Geist« einziehen, gilt heute der attraktive, geübte Körper nicht nur als Selbstzweck oder Ausweis eines glücklichen Lebens, sondern wird zunehmend genossen. Aus diesem Grund sind zeitgenössische Dauerläufer nicht einfach die letzten Opfer des Genfer »Zwölferrats«. Vermutlich hätte derselbe Joggen und Fitness sogar verboten. Aus der Selbstbestrafung der religiösen Übungen ist eine Lust geworden, die sich selbst schon anschiekt, Religion zu werden.

Die jüngste Körperkonjunktur zeigt insofern an, wie sich die Subjekte von einer George-Orwell-Logik in Richtung eines Aldous-Huxley-Szenarios bewegen. Sozialisation in Disziplin und Gehorsam wird abgelöst vom Genuss der eigenen Konformität, vom freudvoll körperlich eingeübten Wollen des Sollens.

Nichts könnte dies drastischer beleuchten als jene Dauerlauf-Bordcomputer, mit denen heute so viele ihre Übungen bis ins Detail analysieren und ins Internet stellen. Niemand zwingt sie, sich den prüfenden Augen Hunderter Facebook-Kontakte zu unterwerfen. Die in diesem Sinn ganz und gar grausige Logik der »Self Tracking Gadgets« hat die Frankfurter Sportsoziologin Stefanie Duttweiler jüngst in einem einzigen, nur scheinbar harmlosen Satz auf den Punkt gebracht: »Gesundheit darf heute auch Spaß machen.«



Völlerei

Als eine der Todsünden macht Völlerei, also »üppiges und unmäßiges Essen und Trinken« den widersprüchlichsten Eindruck. Jedenfalls wenn man die Sache nicht allein als Moment der Undankbarkeit gegenüber Gott und der Gabe des Lebens betrachtet, sondern durch die

Brille der Wirklichkeit: Mit immer neuen Tricks werden im reichen Norden die Umsätze der Lebensmittelindustrie in die Höhe gepeitscht – allein in Deutschland liegen sie bei etwa 170 Milliarden Euro im Jahr. Gleichzeitig gehen nach Angaben des World Food Programmes der UNO

weltweit über 840 Millionen Menschen jeden Abend hungrig schlafen. Wo einer von acht Erdbewohnern nicht genug zu essen hat, gelten anderthalb Milliarden als zu dick. Weshalb ganze Industriezweige mit der Ware »Abnehmen« Geld machen. tos

Foto: Jürgen Holtfreter

Gelage auf den Barrikaden

Ohne Genussfähigkeit wird es keine soziale Umwälzung geben. Von Rainer Balcerowiak

Nicht nur an deutschen Universitäten wird regelmäßig protestiert, vor allem gegen schlechte Studienbedingungen oder mangelnde Berufsperspektiven oder Studiengebühren. Auch im traditionell rebellionsfreudigen Frankreich gehen Studenten regelmäßig auf die Straße, besetzen Hörsäle oder belagern Parteizentralen, und das meistens etwas heftiger als im Nachbarland.

Doch Letzteres ist beileibe nicht der einzige Unterschied in der jeweiligen Protestkultur. So kann man in Deutschland höchstens damit rechnen, dass die protestierenden Studenten in besetzten Unigebäuden eine »vegane Volkküche« auf die Beine stellen. An den Info- und Soliständen gibt es, falls auf einer der obligatorischen basisdemokratischen Vollversammlungen kein generelles Alko-

holverbot beschlossen wurde, bestenfalls schlechtes Bier und inferiorer Wein. Viel mehr als Punk, House oder Techno ist bei regenerativen Besetzer-Partys auch nicht zu erwarten. Manchmal droht sogar selbstverfasstes Protestliedgut.

Dementsprechend hoch schlug das Herz eines jeden Freundes demokratischer Genussskultur, als er im Herbst 2008 lesen konnte, dass Studenten der altherwürdigen Pariser Sorbonne nicht nur ihre Universität besetzt hatten, sondern bei dieser Gelegenheit auch den Weinkeller des Uni-Präsidenten knackten, einen sympathisierenden Pianisten einluden und sich mit guten Getränken und einem gepflegten Chopin-Programm einen schönen Abend im altherwürdigen Hauptgebäude der legendären Bildungsstätte machten.

Auch Arbeiter wissen in Frankreich und einigen anderen etwas südlicher gelegenen Ländern anständig zu feiern. Wer mal eine Mai-Feier bretonischer Sozialisten erlebt hat, wird sich angenehm an die frischen Austern, die exzellenten Langostinos mit Knoblauchmayonnaise und den dazu gereichten »Gros Plant« erinnern. Auch bei den Festen portugiesischer Kommunisten scheint es nie an gegrillten Fischen, tollen Bacalhau-Gerichten und anständigem Wein zu mangeln.

Und in Deutschland? Der Besuch von »Mai-Festen« des DGB verbietet sich eigentlich wegen der untrügelichen Geruchsbelästigung durch altes Frittenfett und angekokelte Bratwürste. Dazu kommt dann noch möglichst mieses Bier aus Plastik- oder Pappbechern. Selbst den Kreuzber-

ger Autonomen nebst angereisten Erlebnistouristen fällt bei ihren jährlichen Festspielen am 1. Mai oftmals nichts Besseres ein, als nachts irgendwelche Billig-Supermärkte zu entglasen, um anschließend palettenweise »Sternburg-Pils« oder ähnlich schlimme Flüssigkeiten sowie Kartoffelchips ins Freie zu tragen, statt im Vorfeld mit einer gut geplanten Kommandoaktion ausreichende Mengen Gänsestopfleber und Champagner aus dem KaDeWe zu besorgen. Wahrscheinlich haben die auch Dario Fos Hymne auf die direkte Umverteilung (»Bezahlt wird nicht«) weder gelesen noch im Theater gesehen.

Das Strickmuster ist einfach: Gutes Essen und Trinken = bourgeois und »Herrschende Klasse«; schlechtes = proletarisch bzw. revolutionär.

Dabei macht doch jede Revolte nur Sinn, wenn sie bessere Lebensverhältnisse für alle zum Ziel hat und dieses Ideal in der Phase des Kampfes bereits antizipiert. Proletarisches Bewusstsein heißt zu wissen, dass man einer Klasse angehört, die durch ihre Arbeit den gesellschaftlichen Reichtum schafft, denn bekanntlich lassen sich durch die Vermehrung von Geldscheinen keine realen Werte schaffen, sondern lediglich Umverteilungen realisieren. Und es heißt, einen angemessenen Anteil an diesem Reichtum einzufordern, sowohl als gesellschaftliche Norm, wie auch individuell. Stattdessen bescheidet man sich in linken Kreisen zumeist mit scheinbar proletarischem Genussmitteln. Da ist ein Mensch wie der Schlagersänger Frank Zander, der jährlich ein gro-

ßes Gänseessen für Obdachlose in einem Berliner Hotel organisiert, um Längen revolutionärer als so mancher »Sozialaktivist«.

Um Missverständnissen vorzubeugen: Ich bin der Letzte, der etwas gegen ein gepflegtes Bier in einer gemütlichen Eckkneipe einzuwenden hat. Wenn der IG-BAU-Vertrauensmann oder der IG-Metall-Betriebsrat auf Pappbecherbier und angekokelte Bratwürste stehen – bitte sehr!

Doch ich sehe mich nicht als »Ver-räter« mit »bourgeoisem Allüren«, wenn ich gute oder manchmal auch richtig edle Weine bevorzuge und gerne Austern, Garnelen und Rohmilchkäse esse. Eine vermeintlich fortschrittliche Bewegung, die dies negiert, wird mich jedenfalls in den Reihen ihrer erbitterten Gegner finden.



Habgier

Ein Gangsterpaar tourt von Banküberfall zu Banküberfall durch Texas – und eigentlich ist es doch ein selbstzerstörerischer Ritt gegen die Gesellschaft. Arthur Penns »Bonnie und Clyde« trägt diesen Widerspruch in sich: Da ist das rücksichtslose Streben einer Bande nach Geld, das man Habgier nennen kann.

Aber zugleich steckt darin auch die Verweigerung der Regeln einer Gesellschaft, deren Wirtschaftsweise strukturell auf etwas beruht, das als »Habgier« allenfalls falsch bezeichnet ist. Oder mit Bertolt Brecht gesagt: »Was ist ein Einbruch in eine Bank gegen die Gründung einer Bank?« *tos* Foto: imago/United Archives

Triebfeder des Kapitalismus

Vielen gelten »gierige« Banker als Verursacher der Finanzkrise. Doch ihr Drang nach immer mehr ist systembedingt. *Von Simon Poelchau*

Leonardo DiCaprio ist süchtig. Er spielt in Martin Scorseses neuestem Film »The Wolf of Wall Street« den kriminellen Aktienhändler Jordan Belfort. Egal ob Kokain, Pot, Morphium oder Quaaludes – DiCaprio alias Belfort wirft sich andauernd und maßlos Drogen ein. Doch eine ist die wichtigste für ihn. Schon am ersten Tag an der Wall Street wird er süchtig nach ihr, er kann selbst dann nicht von ihr lassen, als sie droht, ihn für 20 Jahre ins Gefängnis zu bringen. Sie heißt: Geld. Belfort ist eine reale Figur, Scorsese hat seine Geschichte in einem typischen Film über Aufstieg und Fall erzählt. Wie etwa bei »Good Fellas« geht es für den Protagonisten zunächst rasant nach oben – bis die Ereignisse aus dem Ruder geraten. Daran ist der Hauptdarsteller in Scorseses Filmen meist nicht ganz unschuldig. Spätestens ab der Mitte des Films ist er besessen, er ist besessen davon, immer mehr zu haben. Ihn ergreift die Habgier. So folgt unweigerlich der steile Absturz. Denn die Gier ist eine der sieben Todsünden. Eine Bestrafung ist unumgänglich.

So auch bei Belfort, der im realen Leben wegen Wertpapierbetrugs und Geldwäsche verurteilt wurde. Zwar war sein Treiben nur ein krimineller Exzess von vielen. Doch spätestens seit Ausbruch der Finanzkrise ist die Öffentlichkeit sensibilisiert gegenüber dem Gebaren der Banken. Dabei wird nicht nur an der Wall Street skrupellos gezockt. Auch die Deut-

sche Bank etwa steht derzeit wegen diverser Ermittlungen gegen sich und ihre Manager im Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit.

Was aber ist so verwerflich an der Gier? Schließlich fiel das große Risiko, das mit dem Handel verbrieft Hypothekenkredite einherging, bis zum großen Crash 2008 kaum jemandem auf. Im Gegenteil: Viele wollten mitmachen. Jeder, der sein Geld auf dem Sparbuch hortete und nicht in Aktien investierte, galt als hasenfüßig. Der große Goldrausch an der Börse war eine Volksbewegung. Selbst kleine Landesbanken wollten zu Global Playern werden – und zockten mit hochriskanten Wertpapieren. Wenn der frühere Deutsche-Bank-Chef Josef Ackermann ein Renditeziel von 25 Prozent ausgab, warum sollte da nicht auch für den kleinen Angestellten der ganz große Gewinn drin sein? Die Gier steckte letztlich fast jeden an.

Dann aber ertönte mit der Pleite der Investmentbank Lehman Brothers im September 2008 der große Knall. Die Krise stürzte die Welt in eine tiefe Rezession, aus der sie sich bis heute nicht ganz erholt hat. Banken mussten mit Hilfe von Abermilliarden Euro und Dollar aus öffentlichen Steuerkassen gestützt werden. Politiker sorgten mit ihrer »Rettenpolitik« so für eine handfeste Staatsschuldenkrise nach der anderen. Händeringend wurde nach einem Schuldigen gesucht, dem man die Verantwortung für dieses »Unglück«

in die Schuhe schieben konnte. Und man fand ihn.

Es waren die geldgierigen Banker. Ackermanns 25 Prozent waren plötzlich kein ehrgeiziges Ziel mehr, sondern Ausdruck des maßlosen Profitstrebens der Finanzwelt.

Irgendwann tauchte dann der Begriff des »Banksters« auf. Der Bankier war nicht mehr der Mann, dem man

»Die Gestalten von Kapitalist und Grundeigentümer zeichne ich keineswegs in rosigem Licht.«

Karl Marx

blind sein Geld anvertraute. Man stellte ihn nun wie in Scorseses Film auf eine Ebene mit Betrügnern, Drogenhändlern und Schutzgelderpressern. Denn in seiner Gier nach immer mehr habe der »Bankster« jegliche moralische Standards fallen gelassen und mit seinen Zockereien, die ganze Volkswirtschaften in den Abgrund stürzen konnten, die Grenze zum Kriminellen überschritten.

»In der Finanzwelt ist etwas aus dem Lot geraten. Wir haben es mit Exzessen zu tun, mit Unwuchten«, sagte etwa Peer Steinbrück dem »Spiegel«, um sich mit Vorschlägen für Finanzmarktreflexionen als SPD-Kanzlerkandidat und Bankenbändi-

ger ins Spiel zu bringen. Würden die Kreditinstitute mit ihrer »ungezügelter Renditejagd« nicht selbst Schluss machen, könnten auch die »Gegenreaktionen aus dem Lot geraten«, drohte Steinbrück in Richtung Ackermann und Co. Sein Problem war aber nicht nur, dass er sich noch vor der Krise als Freund der Banken gebärdet hatte. Auch wurde bekannt, dass Steinbrück während seiner Zeit als Bundestagsabgeordneter enorme Nebeneinkünfte eingestrichen hatte. Offenbar war er also selbst und ganz privat von der Gier nach immer mehr Geld angesteckt.

Manchmal helfen die Bankermanager aber auch nach, damit ihr Image als unverbesserliche Profitjäger bestehen bleibt. Wie etwa der jetzige Co-Chef der Deutschen Bank, Jürgen Fitschen, der eigentlich einen »Kulturwandel« in dem Konzern einleiten sollte und wollte. Nun wettet er doch wieder gern gegen Versuche, die Finanzbranche wieder etwas stärker zu regulieren. »Wir können das sicherste System der Welt haben, aber es funktioniert nicht, wenn es nicht wettbewerbsfähig ist«, erklärte er auf einem Treffen der Finanzbranche im Herbst 2013.

Es sind auch Aussagen wie diese, die dazu führen, dass sich die Empörung über die Finanzwelt zuweilen in Gewaltfantasien in Film und Popkultur entlädt. Das anschaulichste Beispiel ist wohl der Actionfilm »Assault on Wall Street«: Dort wird ein einfacher Bankangestellter von seinem An-

lageberater falsch aufgeklärt – und verliert deshalb in der Finanzkrise zuerst seinen Job, anschließend stirbt seine Frau an Krebs, weil die Familie die Medikamente nicht mehr bezahlen kann. Am Ende des Films läuft der Protagonist in einer Bank Amok.

Aber ist es nur die Gier der Banker, die Schuld an der Finanzkrise ist? Ist Gier die Todsünde des Kapitalismus; die Krise die Strafe, die nur die Falschen traf?

Um diese Frage zu beantworten, lohnt es sich, etwas zurückzuschauen. Bereits der Mitbegründer der deutschen Soziologie, Max Weber, war der Überzeugung, dass die Gier quasi untrennbar mit dem Kapitalismus verwoben ist. So bezeichnete er den »Erwerb von Geld und immer mehr Geld, unter strengster Vermeidung alles unbefangenen Genießens« als den Kern der protestantischen Ethik – für ihn die Verkörperung des Geistes des modernen Kapitalismus. Der Zweck des menschlichen Schaffens sei das Erwerben, aber »nicht mehr das Erwerben auf den Menschen als Mittel zum Zweck der Befriedigung seiner materiellen Lebensbedürfnisse bezogen«.

Wenn man noch weiter in die polit-ökonomische Ideengeschichte eintaucht, kommt man an einem Denker natürlich nicht vorbei: Karl Marx. Wie man in seinen Manuskripten zum posthum veröffentlichten dritten Band des »Kapital« nachlesen kann, analysierte er mit großem Interesse die frühe Finanzwelt. Dabei sticht ein kleines Wort, das Marx verwendet, besonders hervor: »Schwindel«. Sehr doppeldeutig benutzte der Begründer der Kritik der politischen Ökonomie diesen Begriff. »Schwindel« kann einerseits ein Phänomen beschreiben: die Kapitalisten treiben, quasi herdenartig, von der Gier nach immer mehr Profit getrieben die Aktienkurse automatisch in schwindelerregende Höhe. Andererseits kann der »Schwindel« anzeigen, dass nicht alles in der Welt der Bonds und Anleihen mit rechten Dingen zugeht, sondern es auch mal zu der einen oder anderen Betrügerei kommen kann.

Doch war Marx nicht in erster Linie ein Experte der Bankenwelt, er war ein vehementer Kritiker der gesamten kapitalistischen Produktionsweise, deren Selbstzweck für ihn in der »rastlosen Vermehrung des Werts« bestand. Also sah Marx das zinstragende Kapital lediglich als die »äußerlichste und fetischartigste Form« des Kapitalverhältnisses an. Der Drang zur Ausbeutung der Arbeiter und zur Vermehrung des Vermögens ist demzufolge bereits im kleinsten Betrieb gegeben. Die vermeintliche Gier also ist in Wahrheit ein systembedingter Zwang zum Akkumulieren um des Akkumulierens Willen: die Triebfeder des Kapitalismus.

»Als bewusster Träger dieser Bewegung wird der Geldbesitzer Kapitalist«, schreibt Marx im ersten Band des »Kapital«. Dessen Person, »oder vielmehr seine Tasche«, werde so »Ausgangspunkt« und »Rückkehrpunkt des Geldes«. Für Marx ist deshalb klar, dass der »subjektive Zweck« des Handelns eines Kapitalisten die Verwertung des Werts ist. Mit anderen, etwas populäreren Worten, könnte man sagen, der Kapitalist ist an und für sich gierig.

Doch kreidet Marx den Unternehmern dies etwa persönlich an? »Es handelt sich hier um die Personen nur, soweit sie die Personifikation ökonomischer Kategorien sind, Träger von bestimmten Klassenverhältnissen und Interessen«, schreibt er bereits im Vorwort zu seinem Hauptwerk. An anderer Stelle wird er noch deutlicher: »Die ökonomische Charaktermaske des Kapitalisten hängt nur dadurch an einem Menschen fest, dass sein Geld fortwährend als Kapital funktioniert.« Für Marx sind nur eingeschränkt einzelne Menschen schuld an den Übeln des Kapitalismus. Die »Gier« der Menschen ist vielmehr ein Produkt der Verhältnisse, in denen sie leben.

Zuweilen schaufelt der Kapitalismus in seiner rastlosen Jagd nach immer mehr Profit auch mit an seinem eigenen Grab. Dies geschieht nämlich immer dann, wenn zu viel Kapital für zu wenige Gewinne angesammelt wurde. Dann muss Wert vernichtet werden und es kommt zur Krise, ganz ohne dass sich die Arbeiterklasse erheben müsste.

Fast automatisch bestraft sich das Kapital so für seine Maßlosigkeit selbst. Die Gier ist gewissermaßen innerster Triebfeder und Todsünde zugleich. Der Kapitalismus hat keine Fehler. Er ist der Fehler.

»Eure Gier frisst unsere Renten.«

Vereinigung Cockpit, 2014

»Generell muss man wohl sagen, dass gewisse Teile der marxistischen Theorie doch nicht so verkehrt sind. Ein maßloser Kapitalismus, wie wir ihn hier erlebt haben mit all seiner Gier, frisst sich am Ende selbst auf.«

Peer Steinbrück, 2008

»Manager, die Teil des Problems sind und die mit ihrer Gier enorme Schäden verursacht haben, die können jetzt nicht zu uns kommen, mit ihren alten Verträgen rumwedeln und sagen; die millionenschweren Bonuszahlungen stünden ihnen zu.«

Angela Merkel, 2009

»Die Gier ist immer das Ergebnis einer inneren Leere.«

Erich Fromm, 1956

»Die platte Habgier war die treibende Seele der Zivilisation von ihrem ersten Tag bis heute, Reichtum und abermals Reichtum und zum drittenmal Reichtum, Reichtum nicht der Gesellschaft, sondern dieses einzelnen lumpigen Individuums, ihr einzig entscheidendes Ziel.«

Friedrich Engels, 1884

»Schrankenloseste Erwerbsgier ist nicht im mindesten gleich Kapitalismus, noch weniger gleich dessen »Geist«. Kapitalismus kann geradezu identisch sein mit Bändigung, mindestens mit rationaler Temperierung, dieses irrationalen Triebes.«

Max Weber, 1920

»Gier ist nichts anderes als die verhaltenspsychologische Konkretisierung dessen, was strukturalistisch und abstrakt als Profitprinzip bezeichnet wird. Falsch wird die Rede von der Gier dort, wo sie zur alleinigen und/oder entscheidenden Ursache erklärt wird.«

Peter Wahl, 2008

Göttliches Wutmonopol

Das Zornverbot war immer ein Kritikverbot. Von Velten Schäfer

Wenig Regungen haben einen so schlechten Ruf wie die Wut. Schon Seneca schrieb, sie verkehre »alles, was vorher das Beste und Gerechteste war«, ins Gegenteil: »Wen immer sie im Griff hat, den lässt sie an keine (...) Verpflichtung mehr denken. Gib sie einem Vater, und du hast einen Feind, gib sie einem Sohn, und du hast einen Vaternörder, (...) gib sie einem Mitbürger und du hast einen Besatzer, gib sie einem guten König und du hast einen Tyrannen.«

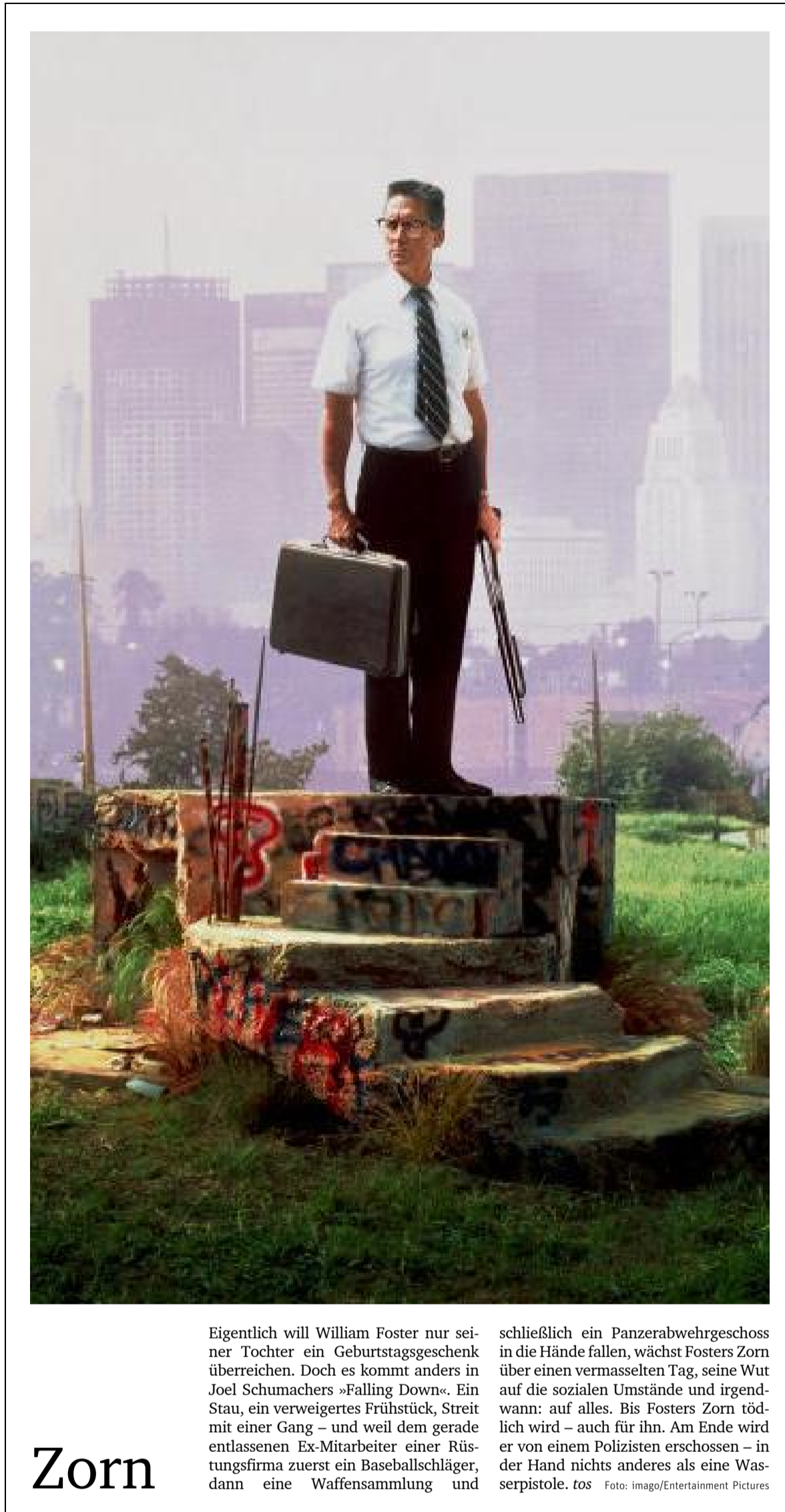
Als Anhänger der stoischen Philosophie empfahl der Gelehrte *Ratio* statt *Ira* – in ihrer behäbigen Friedlichkeit zwar eine sympathische, aber auch grundkonservative Agenda. Tugend besteht dann nämlich darin, sich einen Platz im Bestehenden zu suchen. Vielleicht hat Seneca, um das Jahr Null geboren, dabei an die Volkstribüne Tiberius und Gaius Gracchus gedacht, die ein Jahrhundert vor ihm »populare« Reformen gefordert hatten – was sie das Leben kostete. Von ihnen ist nämlich überliefert, sie hätten oft »ira motus« gehandelt, also vom Zorn bewegt.

In der stoischen Lesart ist Wut also unschön und gefährlich – dass sie aber böse sein soll, ist eine Erfindung des Christentums. Im Gefolge des Kirchenvaters Laktanz (240-320) verurteilte dieses die Wut nicht mehr allgemein, sondern rief ein göttliches Wutmonopol aus, in dem man durchaus einen Vorläufer von Gottesgnadentum und Gewaltmonopol sehen kann: Was dem Menschen Todssünde ist, gehört zu Gottes Wesen. Der Herr ist nicht zu akzeptieren, sondern zu fürchten. Denn er ist zornig!

Aus Senecas sozialer Einordnung aus Gründen der Vernunft wird in politischer Hinsicht nun die schiere Unterwerfung. Es ist auch diesem Gedanken geschuldet, dass die Menschen das Jahrhundert währende Wüten der Kirche und anderer Obrigkeiten so widerstandslos ertrugen. Das Wutverbot ist in der christlichen Tradition nicht nur Voraussetzung für Nächstenliebe, sondern auch ein Verdikt gegen Kritik. »Ich mein, dass kein Teufel mehr in der Helle sei, sondern allzumal in die Bauern sind gefahren«, schrieb Martin Luther in jenem hässlichen Text von 1525, in dem er die aufständischen Bauern verriet. In ihrem Handeln wollte er nichts mehr erkennen als »überaus und über alle Maßen das Wüten«.

Man kann dieses Wutverbot auch in der säkularisierten Welt weiterverfolgen – etwa in der kommunistischen Debatte um die »Spontaneität der Massen« oder in der bürgerlichen Gegenüberstellung von Gesinnungs- und Verantwortungsethik bei Max Weber. Und es ist ja auch viel Wahres daran, dass »blinde Wut nur selten gut« tut, gerade in politischen Ausnahmesituationen.

Ganz ohne Zorn indes kann sich nichts ändern. Wer es klassisch mag, kann daher Aristoteles aufschlagen. Lange vor Seneca war dieser der Ansicht, dass der Zorn eine Tugend sei und nicht nur im Zuviel ein Problem, sondern auch im Zuwenig. Verfehlt war für ihn sowohl die »Cholä«, also das Gallige, der Jähzorn – aber eben auch ihr Gegenteil: das Phlegma.



Zorn

Eigentlich will William Foster nur seiner Tochter ein Geburtstagsgeschenk überreichen. Doch es kommt anders in Joel Schumachers »Falling Down«. Ein Stau, ein verweigertes Frühstück, Streit mit einer Gang – und weil dem gerade entlassenen Ex-Mitarbeiter einer Rüstungsfirma zuerst ein Baseballschläger, dann eine Waffensammlung und

schließlich ein Panzerabwehrgeschoss in die Hände fallen, wächst Fosters Zorn über einen vermasselten Tag, seine Wut auf die sozialen Umstände und irgendwann: auf alles. Bis Fosters Zorn tödlich wird – auch für ihn. Am Ende wird er von einem Polizisten erschossen – in der Hand nichts anderes als eine Waspistole. tos Foto: imago/Entertainment Pictures

Gerunzelte Stirn, aufgerissene Augen

Gibt der Frontallappen O.k.? Kathrin Zinkant auf der Suche nach den Wurzeln des Zorns in unserem Kopf

Eines lässt sich immerhin sagen: Wenn es gut läuft, dann ist in den Frontallappen Schluss. Denn die vorderen zwei Stückchen des menschlichen Großhirns bilden eine Art Kontrollstation, durch die Gefühle und Impulse wie der Zorn erst einmal hindurch müssen, bevor der Mensch sie dann vielleicht herauslässt. Falls die Frontallappen ihr O.k. geben. Nachdem sie neuronal geprüft, hin und her gewendet und im Netzwerk mit vielen Nervenzellen in anderen Hirnteilen zunächst gekuckt haben, was das überhaupt bringen könnte – wenn ein Mensch seinem Zorn jetzt freien Lauf ließe. Da die Menschen sehr oft sichtbar zornig sind oder werden, scheinen die Frontallappen bei vielen bloß nicht wirklich gut zu funktionieren. Oder aber, unser Gehirn sieht

in der Wut einen Zweck, den wir rational bislang zu schlecht erfassen.

Denn was ist überhaupt Zorn? Ist er tatsächlich eine Emotion wie die Angst, oder eher ein Impuls? Stimmt er mit Aggression überein, ist er dasselbe wie Wut, und ist diese wiederum dasselbe wie Ärger, welcher sich dann durch aggressives Verhalten äußert? Wie steht der Zorn zur Empörung, wie zum Hass?

»Wut, Zorn und Indignation werden in nahezu derselben Art und Weise über die ganze Erde ausgedrückt«, das stellte Charles Darwin in einem seiner weniger bekannten Werke über den »Ausdruck der Gemütsbewegungen beim Menschen und den Tieren« fest. Der große britische Evolutionstheoretiker ging in der Erkundung menschlicher Gefühlsäußerun-

gen vor, wie schon in seinen Abhandlungen zur Entstehung der Arten oder zur Abstammung des Menschen, die ihm ihrerseits viel Zorn eingebracht hatten – vielleicht interessierte er sich schon deshalb für das Thema. Jedenfalls beobachtete und beschrieb Darwin in der ihm eigenen Weise minutiös, wie sich Mimik, Körperhaltung und äußerlich erkennbare Physiologie verschiedener Arten verändern, wenn sie schlechte Laune bekommen.

»Im Zustand mäßigen Zornes ist die Tätigkeit des Herzens ein wenig vermehrt, die Farbe ist erhöht und die Augen werden glänzend.« Erhobene Nasenflügel und aufeinandergepresste Lippen erkannte der Forscher als äußerst charakteristisch für die Empörung, geballte Fäuste dagegen

fand er nur bei Menschen, die auch mit den Fäusten zu kämpfen pflegen. Alles in allem fasste er die Empörung als die mildeste, den Zorn als eine fortgeschrittene Form der Wut auf. Die volle, unkontrollierte Wut, die ihm insbesondere bei psychisch Kranken aufzutreten schien, weil sie im Ansatz sogar ihre Zähne fletschten, war für den Briten schließlich ein emotionales Relikt unseres tierischen Ursprungs.

Obwohl die Lektüre des 1872 erschienenen Werkes dem heutigen Leser bisweilen keine guten Gefühle bereitet, vor allem, wenn es um die damals üblichen Darstellungen von Kranken und Eingeborenen geht, hat Darwins Ansatz bis heute überdauert. Paul Ekman, einer der wohl bekanntesten Psychologen unserer Zeit, hat anhand von Tausenden Fotos eine Art mimische Kartographie der Gefühle etabliert und vertritt die Ansicht, dass sich die emotionale Ver-

»Wut kann uns motivieren, etwas aufzuhalten oder zu ändern, das uns wütend macht. Die Wut über eine Ungerechtigkeit hilft uns, die Dinge zu ändern.«

Paul Ekman

fasstheit jedes Menschen an seinen Gesichtszügen ablesen lässt. Die von ihm ausgemachten Merkmale des Zorns entsprechen in vielen Punkten jenen, die Darwin schon beschrieben hatte: Gerunzelte Stirn, zusammengepresste Lippen, weit aufgerissene, glänzende Augen.

Abgeleitet aus seinen Beobachtungen zählt Ekman den Zorn – oder synonym die Wut – außerdem zu den Basisemotionen, neben Freude, Ekel, Angst, Trauer und Überraschung, die sich in allen Völkern auf die gleiche Weise äußerten. Diese Sicht wird zwar angefochten, ist aber allgemein anerkannt. In seinem Buch »Emotions revealed« (dt: »Gefühle erkennen«, Spektrum 2010) geht es im Kapitel über die Wut allerdings nicht nur darum, den Ärger des Gegenübers korrekt aus seinen mimischen Anwandlungen abzulesen. Ekman erkennt auch die Abhängigkeit vom allgemeinen Gemütszustand eines Menschen, der jede Art der Emotion befördern kann. »Jeder hat ein Problem damit, seine Wut zu kontrollieren, wenn er in einer gereizten Stimmung ist«, schreibt der Psychologe. Und mehr noch: »Wenn wir gereizt sind, (...) suchen wir nach einer Möglichkeit, uns zu ärgern. Etwas, das uns sonst bloß genervt hätte, macht uns zornig, während etwas, das uns sonst nur zornig gemacht hätte, völlig ausrauten lässt.«

Soweit, so nachvollziehbar. Zugleich aber, und da ist er wieder bei Darwin, sieht Ekman durchaus auch den Sinn eines solch irrational erscheinenden Fühlens. »Wut kann uns motivieren, etwas aufzuhalten oder zu ändern, das uns wütend macht. Die Wut über eine Ungerechtigkeit hilft uns, die Dinge zu ändern.« Dem sozialen Aspekt dieser Aussage tut es wohl kaum einen Abbruch, dass Psychologen da immer noch vom Individuum sprechen. Beziehungswidrigkeit vom dem einen Individuum in seiner Beziehung zu einem anderen.

Womit wir bei der Liebe wären. Immerzu fragen sich die Beteiligten, warum das alles so schwierig sein muss – doch der Zorn könnte vielleicht die Antwort geben. Die Sozialpsychologie sieht in der aufeinander bezogenen Wut immerhin ein dominierendes Element der Paarbeziehung. Im Wissenschaftsmagazin »Scientific American Mind« übertrugen der amerikanische Psychologe Eli Finkel und seine Doktorandin Caitlin Duffy das Motiv des Zorns jüngst so-

gar ausschließlich auf die Gewalt in Ehen und Partnerschaften. Warum stehen Liebe und Hass so oft beieinander? Wie können Menschen, die sich doch eigentlich füreinander begeistern, so wütend aufeinander werden? Und warum kommt es zwar zu Gewalt, aber nicht zur Trennung?

Bedauerlicherweise haben die zwei Forscher (und all ihre Kollegen) darauf keine Antwort. Sie postulieren lediglich die gewagte Hypothese, dass die meisten Menschen grundsätzlich lieber auf Gewalt in ihrer Partnerschaft verzichten würden, und auf den Zorn genauso, aber dass zumindest letzteres schwer zu vermeiden sei in engen Beziehungen. Am Ende sei es eine Frage der Selbstkontrolle, ob man sich für die Harmonie entscheidet, oder aber dafür, zuzuschlagen.

Zurück also zu den Frontallappen. Wie funktionieren sie genau, sind sie allein verantwortlich, wie lässt sich der Zorn unter der Schädeldecke – am besten noch in der Entstehung – in den Griff bekommen? Ein Nachteil der Neurobiologie dürfte sein, dass sie Zorn und Wut nicht wirklich kennt, sondern sie im Sinne von Aggression oder zumindest als ein Phänomen behandelt, das sehr eng an Aggression gekoppelt ist. Der Vorteil besteht darin, dass sich Aggressionen eben auch an Tieren beobachten lassen, und das verschafft der Forschung heute einen etwas breiteren Zugang als es bei Darwin noch der Fall war – der musste für seine Thesen sogar noch »Korrespondenten« bemühen, die ihm Beschreibungen schickten, unter anderem Abhandlungen über wütende Aborigines in Australien, die gewiss höchst objektiv waren.

Heutige Wissenschaftler dagegen können sowohl Menschen als auch Tiere in Geräte stecken und Messungen direkt im Gehirn vornehmen. Meistens ist der Apparat ein funktioneller Magnetresonanztomograf, mit dessen Hilfe sich »Aktivität« messen lässt. Genau genommen wird dabei eigentlich nur die Durchblutung der verschiedenen Gehirnregionen betrachtet, aber wo viel Blut ist, wird viel Sauerstoff verbraucht und deshalb wohl auch besonders heftig gedacht. Oder gefühlt. Zu den aktivsten Zentren im Zusammenhang mit Emotionen gehören demnach die Amygdala und der Hippocampus, Hirnstrukturen, die auch bei anderen Tieren das Gefühlsleben steuern, als Zentrum der Befindlichkeit. Beim Menschen ist ein zusätzlicher Hirnschnitt beteiligt, der präfrontale Kortex, einen Teil des besagten Frontallappens. Was das für den Umgang mit Gefühlen bedeutet, ist aber noch nicht genau geklärt.

Der Zorn bleibt also rätselhaft. Und ob er etwas Schlimmes sein muss, liegt sowieso im Auge des Betrachters. In den unterschiedlichen Völkern auf diesem Planeten haben Kulturanthropologen jedenfalls recht unterschiedliche Wertungen von Wut ausgemacht: Während die meisten Nordeuropäer und Nordamerikaner einen Zornausbruch eher als ziemlich würdelosen Verlust von Selbstkontrolle betrachten – es sei denn, der Zorn kommt von Gott –, gilt er den Angehörigen einer anderen, sogar Jahrtausende alten Hochkultur durchaus als Zeichen von Größe und Dominanz. In Japan ist der von außen erkennbare Zorn nämlich ein Luxus, den sich nur die Herrschenden leisten können. Niedriger angesiedelte soziale Gruppen, und das gilt für Südostasien generell, erwarten von ihren Mitgliedern eine allzeitige Selbstzensur der Gefühle, insbesondere von aggressiv gefärbten Impulsen und Handlungen.

Das über allem schwebende Element bleibt indes: Kontrolle. Man kann sie lernen, das vermittelt zumindest die Psychologie. Ansonsten bleibt nur die Erkenntnis, das Zorn zwar eine Sünde ist. Aber wenigstens eine, die wir mit Gott gemeinsam haben.

Wer, wenn nicht ich

Fehlende Konkurrenz macht hochmütig: Berlins Regierender Bürgermeister Klaus Wowereit sitzt zu lange im Chefsessel. Von Sarah Liebigt

Berlin am 20. März, im Plenarsaal des Abgeordnetenhauses läuft gerade eine Debatte zum Schulgesetz. Der Regierende Bürgermeister sitzt an seinem Platz und signiert Autogrammkarten. Kollegen, die vor Ort oder in der Redaktion per Live-Stream die Debatte verfolgen fragen ein bisschen irritiert, was Klaus Wowereit da macht. Auf Twitter, wo auch das Berliner Abgeordnetenhauses unter dem Hashtag #agh regelmäßig kommentiert wird, mutmaßen Beobachter über die kleinen Kartenstapel, die der Regierende Sozialdemokrat da umschichtet.

Klaus Wowereit ist seit 13 Jahren und ein paar Monaten Berlins oberster Regierungschef. Und zweifelsfrei ein schwer beschäftigter Mann. Er war die »Mutti von Janze«, gab den Ton an für die »Berlin ist sexy«-Kampagne, er war der Buh-Mann der Opposition, natürlich, und er ist der Buh-Mann für so manche stadtpolitische Initiative. Derzeit sammelt ein Berliner Bündnis Unterschriften, um eine Neuwahl des Parlaments zu erzwingen. Schlachtruf: »Wowereit abwählen!« Er war Bezirksstadtrat in Tempelhof, genau in dem Bezirk, dessen freies Flugfeld heute dafür sorgt, dass besagte Initiative ihn absetzen will. Seit 1995 ist er Mitglied des Abgeordnetenhauses, bis 1999 war er Vizechef, bis 2001 Vorsitzender der SPD-Fraktion.

Diese Signierstunde passt dennoch wunderbar in das Bild, das der hervorragende Rhetoriker Wowereit seit geraumer Zeit selbst von sich zeichnet. Mit diesem Lächeln, das manche immer noch verschmitzt oder nonchalant nennen und das doch vielmehr Wowereits bis zur Ist-mir-doch-egal-Attitüde überhöht »Gelassenheit« deutlich macht. Nachtflugverbot, BER-Milliarden, ein Steuern hinterziehender Staatssekretär: Klaus Wowereit macht einfach und lächelt alles weg. Probleme, Kritik, Vorwürfe.

Denn bei all dem weiß der 60-Jährige um seinen Status.

Drei Mal wurde Klaus Wowereit seit Juni 2001 wieder auf den Chefsessel im Roten Rathaus gewählt. Er wechselte nach zehn Jahren Rot-Rot den Koalitionspartner, er überstand das BER-bedingte Misstrauensvotum im Januar 2013. Seine Wiederwahl zum Aufsichtsratschef der Flughafengesellschaft im Dezember des vergangenen Jahres war eine Formalie, fand sie doch außer Konkurrenz statt. Wer wollte sich denn auch schon den Klotz BER ans Bein binden, verständlich, dass da die Kandidaten nicht Schlange standen vor der Wahl. Stolz sein heißt, sich seines eigen-



Es könnte irgendwann in den späten 1990er Jahren gewesen sein, vielleicht auch etwas früher: Plötzlich war Hochmut Pflicht. Vielleicht war das überall mahnende Selbstoptimierungsgebot schuld, vielleicht die Coachinggesellschaft, die da ruft: Sei stolz, sei selbstbewusst, sei Du, sei Klasespitzetoll, du hast es drauf, viel besser als andere natürlich und überhaupt! Hieß das mal Anmaßung? Heute ist es Anpassung. tos Foto: Barbara Hallama aka BarbNerdy

Hochmut

nen Wertes bewusst sein. Eine sprachwissenschaftliche Erklärung zur Herkunft und Auslegung des Wortes »Stolz« sieht die Herkunft des altfranzösischen »estout«, was soviel heißt wie kühn, tapfer, hart, hochmütig, im lateinischen »stultus«: töricht, albern, dumm.

Dumm ist Klaus Wowereit mit Sicherheit nicht. Nicht nur deswegen ist

ihm Stolz auch nicht vorzuwerfen. Doch dieser Stolz ist weniger Synonym als Facette der »Superbia«, des Hochmutes.

Sei es der Sitz im Roten Rathaus, der im Aufsichtsrat der Flughafengesellschaft oder der im inoffizielle Machtzentrum der Berliner SPD: Die Sozialdemokraten kranken auch daran, dass sie keine ernstzunehmende

Alternative haben und sich statt dem Aufbau einer solchen lieber der internen Streiterei widmen. Ein Kollege schrieb unlängst in einem in dieser Zeitung erschienenen Kommentar, Hartmut Mehdorn sei der Dino des BER, der alles andere um sich herum wegbeißt. Klaus Wowereit ist der Platzhirsch im Roten Rathaus, der alles weggrinst, was stören könnte.

Ein Auszug aus einer Plenardebatte am 20. Februar, in der es um Wowereits wegen Steuerhinterziehung zurückgetretenen Kulturstaatssekretär André Schmitz ging: Benedikt Lux (Grüne) fragt: »Können Sie denn den Eindruck nachvollziehen, den viele Berlinerinnen und Berliner haben, dass Verfehlungen, also die Vermischung von privaten und dienstlichen Interessen bis hin zu Steuerhinterziehung, so lange geduldet werden, solange nicht mehr Leute darüber Bescheid wissen als Sie, der Dienstherr?«

Wowereits Antwort: »Ich versteh' die Frage nicht.«

Am 6. März war der Auftritt von Thilo Sarrazin im Berliner Ensemble Thema der Fragestunde im Abgeordnetenhauses. Dirk Behrendt (Grüne) fragt Wowereit: »Wie bewerten Sie denn in diesem Zusammenhang die Äußerungen des Landesvorsitzenden der Berliner SPD, Jan Stöß, dass die Bühnen Berlins Herrn Sarrazin nicht die Tür öffnen sollten? Damit hat er die Proteste zumindest unterstützt.«

Klaus Wowereit: »Landesvorsitzende können erzählen und argumentieren, wie sie wollen. Das gilt für Herrn Stöß genauso wie für Herrn Lauer. Bei den Grünen fallen mir die Namen der Landesvorsitzenden gerade nicht ein.«

Hochmut bedeutet ein übersteigertes Selbstgefühl oder Überheblichkeit. Hochmütig sein meint übertrieben stolz, oder anmaßend. Sein Konterpart ist die Demut. Das ist etwas, was der Politiker als solcher schnell verlernt. Demut vor dem Volk, das ihn gewählt hat, zum Beispiel. Aber warum soll man vor einem desinteressierten Souverän überhaupt das Knie beugen?

Man könnte natürlich auch meinen, Wowereit opere seine – letzten – Dienstjahre diesem Berlin der Mammutprobleme. Das wäre Demut. Doch dies zu glauben, erforderte ein gewisses Maß an Zerknirschtheit oder Bereitschaft, Fehler einzugestehen. Das lässt Klaus Wowereit in der Regel vermissen und wartet stattdessen mit Großspürigkeit auf. Nach dem Misstrauensantrag gegen seine Person wurde er gefragt, ob mit der Eröffnung des Berliner Flughafens noch während seiner Amtszeit zu rechnen sei. »Da können Sie sicher sein.« Wowereits Amtszeit endet 2016.

»Hochmut kommt vor dem Fall«, lautet das Sprichwort. Klaus Wowereit wird nicht fallen. Klaus Wowereit wird sich auch eine Eröffnung des BER nicht vom Brot nehmen lassen. Und wenn er dann das rote Band durchschneidet, wird man ihm auf die Schulter klopfen und sagen »Da kannst du stolz drauf sein.« Und das wird er.

Zum Frühstück einen Hölderlin

Stolz ist ein lässliches Laster, positive Nebenwirkungen mildern seine Sündhaftigkeit. Zum Problem wird er als Nationalstolz. Vor allem für Linke. Von Uwe Kalbe.

Dem Stolz aufs Vaterland ist er abhold, der deutsche Linke. Mit Vorliebe zitiert er in diesem Zusammenhang einen konservativen Sozialdemokraten, Gustav Heinemann. »Ach was, ich liebe keine Staaten, ich liebe meine Frau. Fertig!«, hatte der Bundesjustizminister und spätere Präsident 1969 zum Thema Vaterland gesagt. Seitdem kriegt die Linke das einfach nicht mehr aus ihrem Kopf, immer, wenn die Rede auf das V-Wort kommt.

Vaterland oder Frau also. Ostern könnte glatt Gelegenheit sein, beide zu lieben. Aber gut, Ostern ist auch eine gute Zeit fürs Lesen. Oskar Lafontaine scheint jemand zu sein, der bei solcher Gelegenheit einen Hölderlin frühstückt. »Seliges Land! Kein Hügel in Dir wächst ohne den Weinstock.« Selbst ohne Weinstock ist Lafontaine die Landschaft wichtig. Als er vor einiger Zeit seine Abneigung gegenüber den Windrädern deutlich machte, die ihm den Blick in die deutsche Kulturlandschaft verstellen, war das für manchen Linken der Beweis, dass »Lafontaine« und »links« ein Antonym sind, ein unvereinbares Wortpaar.

Denn der echte Linke hält den Kopf beim Blick in die Landschaft gesenkt. Er hebt ihn nur gemeinsam mit der Stimme. »Nie wieder Deutschland!« Mit diesem Ruf erschreckt er gern den Spießler, egal, wo der sich niedergelassen hat. »Links ist da, wo keine Heimat ist«, lautete das Motto einer Konferenz 1994 (der Zeitschriften »konkret« und »Bahamas«) in Dresden. Für Linke wäre arg wenig Platz in dieser Welt, wenn das stimmte. Noch schlimmer aber: Wem Heimat egal ist, dem sind wohl auch die Menschen egal, denen Heimat nicht egal ist.

Dann könnte Links etwa dort sich nicht ansiedeln, wo Katalanen, Basken oder Schotten sind. Die wollen nicht vom Ziel einer staatlichen Unabhängigkeit lassen. Hegel sprach über ihresgleichen als »Völkerabfälle«. Allerdings nicht moralisierend, sondern die Völkerreste beschreibend, die beim Kampf um Märkte und Standorte keinen Platz für einen eigenen Staat fanden. Friedrich Engels glaubte, dass Nationen, die es nicht zu Staaten gebracht haben, dem Untergang geweiht seien, und Schotten und Basken zählte er dazu. Er hat sich geirrt.

»Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge / Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt.« Wer fein säuberlich zwischen Berg und Heimat trennt, mag unbeeindruckt bleiben. Doch Hölderlin und Kulturlandschaft, beiden treiben solche Zeilen neue Liebhaber zu. Das sonnige Haupt birgt, ungekühlt, freilich Risiken. Das Risiko des Nationalismus ist eine besonders schwere Form von Sonnenstich. Doch der Nation dafür die Schuld geben? Links ist dort, wo Nation ist, um sie nicht denen zu überlassen, die von Nationalismus profitieren. Linke, die die Existenz von Staaten nicht leugnen können, weil sie Steuern an ihn zahlen, leugnen gern wenigstens die Existenz von Nationen. Doch Staaten, die keine Nation sind, sind so selten wie der Vatikan. Was hätte Internationalismus für einen Sinn, ohne Nationen? Noch rasch die Welt retten kann nur, wer sie nimmt, wie sie ist. Im Falle des Erfolgs wäre sogar Stolz berechtigt. Hölderlin zum Frühstück sowieso.

Norbert Röttgen: Hoch gepokert – tief gefallen



Foto: dpa/Wolfgang Kumm

Dass Hochmut vor dem Fall kommt, musste Norbert Röttgen 2012 erfahren. Der Landtag in Nordrhein-Westfalen war nach dem gescheiterten Haushalt von Hannelore Krafts rot-grüner Minderheitsregierung im März noch nicht aufgelöst, da posierte der damalige Bundesumweltminister und NRW-Landesvorsitzende der CDU schon mit seinem Großflächen-Wahlplakat vor dem Parlament des bevölkerungsreichsten Bundeslandes. Bei der Wahl im Mai kam es bekanntlich anders – auch weil der schon als Merkel-Nachfolger gehandelte Spitzenkandidat nie zu erklären bereit war, ob er für seine plötzliche Liebe zu Düsseldorf die Karriere in Berlin sausen lassen würde. Am Ende verlor der ehrgeizige 46-Jährige alles – er fuhr als Spitzenkandidat eine dramatische Niederlage ein, trat als CDU-Landeschef zurück und wurde drei Tagen später von Merkel als Umweltminister in die Wüste geschickt. Als Vorsitzender des Auswärtigen Ausschusses im Bundestag versucht er inzwischen ziemlich eifrig, seinen Bedeutungsverlust wieder wett zu machen.

Annette Schavan: Kompensation Ehrendoktor



Foto: dpa/Jochen Lübke

Ihr überlegenes und mokantes Lächeln wird der Nachwelt für immer erhalten bleiben. Als die Kanzlerin ihrer Vertrauten im Februar 2011 ihr Handy mit der SMS weiterreichte, die vom Rücktritt des Verteidigungsministers Karl-Theodor zu Guttenberg kündete, konnte die damalige Bundesbildungsministerin Annette Schavan noch nicht ahnen, dass auch ihre Dissertation ins Visier der Plagiatsjäger geraten würde. Zwei Jahre später musste die CDU-Politikerin selbst ihren Platz im Merkel-Kabinett räumen. Seither klagte die inzwischen 58-Jährige gegen die Aberkennung des Dokortitels – ohne Erfolg. Erst am 11. April 2014 teilte sie mit, keine Berufung mehr einlegen zu wollen. Doch für Schavan ist wieder Licht am Ende des Tunnels. Die Wähler in Ulm haben sie erneut in den Bundestag geschickt und als Kompensation für den verlustig gegangenen echten Doktorhut hat ihr die Uni Lüneburg die Ehrendoktorwürde verliehen. Ob sie allerdings deutsche Botschafterin beim Heiligen Stuhl in Rom wird, steht derzeit in den Sternen.

Stefan Mappus: Juristische Nachspiele



Foto: dpa/Uwe Anspach

Auch Stefan Mappus machte leidvolle Erfahrungen mit seiner hochmütigen Selbstgefälligkeit. Der CDU-Politiker, der im Herbst 2009 als Nachfolger des nach Brüssel weggelebten Günther Oettinger am Ziel seiner Wünsche in der Stuttgarter Staatskanzlei gelandet war, musste den Ministerpräsidentensessel nach der Landtagswahl im Mai 2011 wieder räumen. In den eineinhalb Jahren dazwischen hat sich Mappus als Befürworter des Projektes »Stuttgart 21« nicht nur in Baden-Württemberg einen denkbar schlechten Namen gemacht. Bis heute reicht die juristische Auseinandersetzung darüber, inwieweit der 48-Jährige in die Planung des brutalen Polizeieinsatzes gegen die Gegner des unterirdischen Bahnhofs am 30. September 2010 involviert gewesen ist, bei dem über 100 Demonstranten verletzt worden waren. Auch der Rückkauf des Energieversorgers EnBW hat Mappus Ärger gebracht – der wurde inzwischen sogar als verfassungswidrig eingestuft, weil die damalige schwarz-gelbe Landesregierung das Parlament übergangen hatte.

Philipp Rösler: Keine Lust auf Späßchen



Foto: dpa/Tobias Kleinschmidt

Das »Wunder an der Leine« Anfang 2013 – als seine schon totgesagte FDP dank der Leihstimmenkampagne der CDU fast zehn Prozent zur Landtagswahl in Niedersachsen einfuhr – hat Philipp Rösler kurzzeitig vor Kraft kaum laufen lassen. Doch die Rechnung für derlei Hochmut kam im Herbst: Erstmals in der Geschichte der Bundesrepublik verpasste die FDP den Einzug in den Bundestag. Dabei hat der 40-jährige Parteichef alles gegeben, um die Talfahrt der längst nicht mehr liberalen Liberalen aufzuhalten – die Kanzlerin, deren Vize er immerhin war, bezeichnete er als Frosch, den Grünen Spitzenkandidaten als »Räuber Hotzenplotz«, und den von der SPD als »das Monster von Loch Ness«. Am 22. September waren ihm die Späßchen vergangen. Und dass Rösler die Verantwortung für die Pleite übernahm, dürfte die mehr als 500 Mitarbeiter in FDP-Fraktion und Wahlkreisbüros wenig trösten. Während einige von ihnen immer noch einen Job suchen, ist ihr Ex-Parteichef beim Weltwirtschaftsforum in der Schweiz gut untergekommen. Texte: Gabriele Oertel

»Wenn der so damit rumfuchtelte ...«

Invidia ist die Sünde der Missgunst und die große Schwester der Gier. Oder? Ein Gespräch mit sieben Kindern

Weihnachtsgeschenke, bessere Noten, der ältere Bruder, der nicht mehr zur Schule muss, die Freundin, die um die Welt reist: Was ist Neid in Kindsköpfen? Was macht man, wenn man neidisch ist auf jemanden? Und schließlich: Kann die Invidia gefährlich werden?

Die nd-Redakteurinnen **Christin Odoj** und **Sarah Liebigt** haben sich unterhalten mit:

Lucie (11) will Modedesignerin werden, hat drei Halbgeschwister.

Friederike (12) will Moderatorin werden oder Fotografin und hat einen älteren Bruder.

Rosalie (9) will mal Tierärztin werden, ist die Schwester von Kunibert.

Kunibert (12) will Musiker werden, hat vier Schwestern und zwei Brüder.

Paula (12) will Künstlerin werden, hat einen älteren Bruder.

Paul (10) Onlineredakteur, wird aber eher mal was »mit Informatik und Latein« machen.

Tristan (10) will Autor werden. Hat eine jüngere Schwester.

Tim (11) will Rettungsschwimmer werden, hat eine acht Monate alte Schwester.

Wisst ihr, was die sieben Todsünden sind?

Paul: Ich weiß jetzt nicht wie die einzelnen heißen. Sieben Sachen, die man nicht machen darf, weil die ansonsten angeblich dazu führen, dass man stirbt und dann kommt man nicht in den Himmel. Die stehen in so einem christlichen ... ist ja auch egal.

Tristan: Ich glaube, eins davon war, jemanden umzubringen, aber die andern sechs weiß ich nicht.

Todsünden sind so was wie Gier und Stolz. Eine davon ist der Neid. Was ist Neid?

Tristan: Wenn man eifersüchtig ist auf etwas anderes, das jemand anderes beispielsweise hat, das man selber nicht hat, was man aber unbedingt haben möchte, aber man nicht genug Geld hat, es sich selber zu kaufen.

Kunibert: Man spürt einfach, dass man das, was jemand hat, auch gerne haben würde.

Paula: Na, ich finde, dass ist das Gleiche wie Habgier, weil man irgendwas unbedingt auch will.

Friederike: Aber es ist auch was Positives, weil man ja zugibt, dass das andere schön ist.

Paul: Wenn jemand anderes etwas hat, das man auch gerne haben will.

Wie fühlt sich das für euch an, wenn jemand etwas besser kann als ihr oder ein tollereres Geschenk zu Weihnachten bekommen hat?

Lucie: Also mir ist es eigentlich egal, wenn alle in der Klasse von ihren Weihnachtsgeschenken erzählen. Ich freue mich über das, was ich bekommen habe. Aber es gibt welche

in der Klasse, die andere ärgern, weil sie nur so wenig bekommen haben. Die denken dann, diejenigen wären arm.

Paula: Man ist dann schon erst mal ein bisschen wütend auf diejenigen, auch wenn man eigentlich gar keinen Grund dazu hat. Dann muss man sich immer einreden, dass man gar nicht wütend sein sollte.

Friederike: Ich finde das total schwierig. Wenn jemand zum Beispiel besser Klavier spielen kann als ich, dann hat der ja auch was dafür getan.

Paul: Ich kenne das nicht so.

Kunibert: Also wenn wir zum Beispiel irgendwo unterwegs sind und gerade nur noch Geld für ein Eis übrig ist, dann kann das eben nur einer essen. Zuhause gibt's dann für die anderen von Mama was anderes Leckereres.

Paula: Ich freue mich auch über meine Geschenke. Also, wenn es was Schönes ist und dann bin ich auch nicht neidisch. Über einen abgekauten Strohhalm natürlich nicht.

Wann seid ihr denn so richtig neidisch auf andere?

Friederike: Bei mir ist das meistens so, wenn einer besser in der Klassenarbeit ist, dann überlege ich mir, was ich dafür gut kann. Aber früher zum Beispiel, war ich mal richtig neidisch auf Paula. Die hatte schon Hackenschuhe an und die durften wir anderen nicht haben.

Paula: Eigentlich ist man doch fast jeden Tag auf jemanden neidisch.

Friederike: Das sind ja meistens auch nur Kleinigkeiten.

Rosalie: Ich kannte mal ein Mädchen, das hatte eine Sonnenbrille und dann habe ich mir so eine ähnliche Brille auch gekauft. Dann hat sie mir verboten, die aufzusetzen und ich war neidisch, dass sie die aufhatte und ich nicht.

Lucie: Eine bei mir aus der Klasse fliegt bald nach Kalifornien, nach Florida oder so, da war ich neidisch.

Tristan: Wenn jemand beispielsweise irgendwas hat, was man haben möchte und der dann auch noch damit angibt und rumfuchtelte und sagt: »Guuuck mal, ich hab' das und du hast es nicht!« Also so was kann ich überhaupt nicht leiden. Das macht mich neidisch. Oder wütend.

Tim: Ich bin neidisch, wenn ein anderer Lego hat, das ich haben will. Oder 'ne bessere Angel hat.

Was macht ihr dann?

Tristan: Versuchen, meine Wut abzulassen.

Friederike: Also ich bin dann immer wütend und traurig zugleich. Aber ich versuche, das zu überspielen. Dann geh' ich in mein Zimmer und lenke mich ab.

Paula: Also wenn ich auf meine beste Freundin neidisch bin, dann versuche ich erst mal was mit jemand anderem zu machen, um wieder runterzukommen.



Neid

Ist der Antonio Salieri in Miloš Formans »Amadeus« (1984) neidisch auf Mozart, das »obszöne Kind«, wie es der Wiener Hofkomponist formuliert, der an Talent nicht an dieses heranreicht? Nein, Missgunst treibt ihn, anders gesagt: der böse Neid. Denn eigentlich hat Neid etwas Gutes, aufs Materielle bezogen beinahe Gerechtes – es ist der

Wunsch, zu erlangen, was andere schon haben. Doch wer würde sich gern des guten Neids bezichtigen? Neid, das klingt nach ungerechtfertigtem Bedürfnis. Es ist »das böse Wort, das die Reichen für den Gerechtigkeitssinn der Armen verwenden«, wie es so schön heißt. Und trotzdem bleibt der Neid hässlich. *tos*

Foto: Verleih

Wie ist das mit euren Geschwistern? Wie ist das, wenn man sich die Aufmerksamkeit der Eltern und alles mögliche mit den anderen teilen muss.

Friederike: Ich hab' einen fünf Jahre älteren Bruder und der konnte jetzt schon aus der Schule raus und ich muss noch so lange weiter auf die Schule gehen. Aber da kommt es immer drauf an, wie der mir das vermittelt. Wenn er jetzt sagen würde: »Ha ha, du musst noch sechs Jahre in die Schule«, dann wäre ich natürlich neidischer, als wenn er sagen würde »dafür muss ich jetzt in die Arbeit«.

Kunibert: Meine beiden Brüder sind eigentlich nie zu Hause. Ich bin dann mit meinen zwei jüngeren Schwestern alleine mit Mama und wir machen alles zusammen, so dass wir uns selten irgendwas teilen müssen. Aber mein Bruder Willibald, der darf immer ganz lange aufbleiben abends, das ist natürlich nicht so toll.

Könnt ihr zugeben, wenn ihr auf jemanden neidisch seid?

Friederike: Gegenüber meinen Eltern kann ich das recht leicht zugeben. In der Schule fällt mir das schwerer.

Rosalie: Ja, vor den Freunden gibt man das natürlich nicht so gerne zu. Wenn ich beim Weitsprung nicht so weit komme wie die anderen, dann sag ich manchmal, damit die nicht denken, dass ich neidisch bin, dass ich ja auch so weit gekommen wäre, aber keine Lust mehr hatte oder so was.

Lucie: Also, wenn Freunde irgendwas besser können oder haben, dann sage ich das genaue Gegenteil. Ich sag dann nicht, dass ich das schöner finde und selber haben will, sondern das ich das gar nicht so interessant finde, was die haben oder machen.

Kunibert: Ja, dann hören die nämlich auf damit.

Habt ihr euch denn schon mal gefreut, wenn andere Fehler machen?

Lucie: Also manchmal, wenn andere in der Klassenarbeit irgendwas falsch gemacht haben, dann freue ich mich ein bisschen.

Friederike: Wenn ich nicht wirklich für einen Test oder so gelernt habe, dann freue ich mich nicht, wenn andere auch Fehler machen, nur wenn ich mich angestrengt habe und dann einen Rechtschreibfehler habe und deshalb eine schlechtere Note kriege.

Lucie: Ich mache Akrobatik und wenn ich was gut gemacht habe und andere auch und die dann gelobt werden und ich nur Kritik kriege, dann freue ich mich insgeheim schon, wenn die dann auch mal was falsch machen.

Kunibert: Wenn einen jemand immer damit ärgert, dass er besser ist, dann ist das auch mal schön, wenn man denjenigen zurück ärgern kann, weil er bei irgendwas mal nicht so gut war.

Wenn ihr merkt, dass jemand auf

euch neidisch ist, ist das unangenehm?

Lucie: Ein bisschen schon. Ich sage dann manchmal, dass derjenige ja auch die Chance hat, das gleiche zu bekommen.

Paula: Also mir geht das auf die Nerven, wenn mir jemand ständig sagt »Oh, wie toll, wie hast du das gemacht?«. Dann sage ich, dass mich das stört und dass er es ja bestimmt genauso gut kann.

Friederike: Wenn ich zum Beispiel ein schöneres Fahrrad habe, dann rede ich meistens die Sachen schön, die der andere hat.

Ist Neid denn immer was Negatives?

Lucie: Na, ohne Neid würde man ja nie auf Ideen kommen. Man kann ja neidisch auf denjenigen sein, der die Brille erfunden hat und dann selber auch was Neues erfinden. Oder man trägt die Idee dann weiter, weil man dann auch eine Brille will.

Im Netzwerk des Neides

Facebook, Twitter und Co. verbinden die Menschen – doch digitale Interaktionen erzeugen auch negative Gefühle. Von Grit Gernhardt

Süße, du siehst sooooo toll aus! <3«, »Du bist voll hübsch, könntest Model werden!!!!« Dutzende solcher Kommentare füllen die Facebook-Pinnwand von Anni. Die 16-Jährige hat gerade ein Selfie gepostet: aufgerissene Augen, Kopf in den Nacken und Knutschmund – fertig ist das Selbstporträt, das mittels Smartphone innerhalb von Sekunden mit den Online-Freunden geteilt wird. Nun wartet die süße Model-Anni auf möglichst viele »Likes« und positive Kommentare. Denn was hätte ein nach fotografischen und inhaltlichen Gesichtspunkten eher minderwertiges Bild für einen Zweck, könnte es nicht wenigstens dazu dienen, die Netzgemeinde neidisch zu machen?

»Mein Haus, mein Boot, mein Pferd, wie viel ist die Villa wert? Das sind Dinge, von denen ich gar nichts wissen will«, heißt es in einem Song der

Band »Die Ärzte«. Ob man davon wissen will oder nicht – die digitale Vernetzung macht es schwer, davor zu fliehen: Einmal im sozialen Netzwerk angemeldet, bekommt der Nutzer das Leben von Freunden, Familie oder Kollegen permanent aufs Auge gedrückt. Denn das ist der Sinn von Twitter, Facebook und Co.: Jeder soll möglichst viel von anderen sehen, hören und klicken; anschließend eigene Posts, Tweets oder Blogs verfassen, die dann von der Werbebranche für ihre Zwecke genutzt werden können.

Daten sind aber nicht nur die Ware des Handelsplatzes Internet, sondern generieren auch Emotionen bei den Nutzern. Das öffentlich gelebte Private führt nicht ausschließlich zu geteilter Freude, sondern auch zu Missgunst und Ärger. Die Kommilitonin hat ihren Beziehungsstatus zu »verlobt« geändert? Verdamm, warum bin ich

noch Single? Der Cousin zeigt sich braun gebrannt auf Hawaii – wo nimmt der eigentlich das Geld her?

Wie Studien zeigen, lässt die Interaktion mit anderen Menschen die Netzwerknutzer nicht zufriedener werden – im Gegenteil. Neid ist allgegenwärtig: Wer hat die meisten Freunde, wer bekommt die meisten Klicks, Likes oder Follower? Wer teilt die tiefstnigsten Texte, die schwarz-humoristischsten Cartoons, die polemischsten Debattenbeiträge? Bei diesem Spiel spielen keineswegs nur 16-Jährige mit. Neid ist der Treibstoff, der die Netzwerke am Laufen hält.

Dass das virtuelle Leben real messbare Neidgefühle erzeugt, zeigt eine Untersuchung der Humboldt-Universität Berlin und der TU Darmstadt, für die im vergangenen Jahr rund 600 Facebook-Nutzer befragt wurden. Mehr als ein Drittel von ihnen fühlte

sich während und nach der Nutzung des Netzwerkes schlecht. Die Palette der negativen Gefühle reicht von Einsamkeit über Müdigkeit bis hin zu Frustration und Depressivität. Ein Hauptgrund dafür ist Neid auf positive Meldungen anderer. »Soziale Online-Netzwerke setzen ihre Nutzer einer nie dagewesenen Menge an Informationen aus«, sagt Projektleiterin Hanna Krasnova. Damit gebe es viel mehr Vergleichsmöglichkeiten als im realen Leben. Um negative Gefühle zu kompensieren, präsentieren die Nutzer sich selbst öfter und vor allem positiver – eine Neidspirale entsteht.

Dabei entspricht das Bild, das die virtuellen Freunde sehen, nicht der Realität: Niemand postet seine schlechtesten Urlaubsbilder, kaum jemand lässt durchblicken, wenn er einen schlechten Tag hat. Dabei werden den Nutzern sogenannte Attri-

butionsfehler zum Verhängnis: Sie entstehen, wenn Menschen den Charakter anderer Menschen aufgrund deren Verhalten einschätzen. Stellen die Facebook-Freunde Bilder ins Netz, auf denen sie glücklich aussehen, werden sie auch als glücklich wahrgenommen. Das zeigt eine US-Studie von 2012. Laut den Autoren Hui-Tzu Grace Chou und Nicholas Edge schätzen die Facebook-Nutzer vor allem jene ihrer Kontakte falsch ein, denen sie im realen Leben selten begegnen.

Wie die Berlin-Darmstädter Studie zeigt, beneiden deutsche Facebook-Nutzer virtuelle Freunde besonders um Reisen und Freizeitaktivitäten, die sie dank geposteter Fotos quasi live mitverfolgen können. Auch soziale Interaktionen erzeugen Missgunst: So ärgerten sich viele Befragte, wenn Netzfreunde mehr Geburtstagsglückwünsche erhielten als sie selbst.

»Obwohl Facebook ein exzellentes Werkzeug ist, um mit Freunden in Verbindung zu bleiben, gibt es auch ernstzunehmende Nachteile der Nutzung wie Neid, verringerte Lebenszufriedenheit und getrübte Stimmung«, resümieren auch die Psychologen Christina Sagioglou und Tobias Greitemeyer von der Universität Innsbruck im Fazit ihrer gerade erschienenen Studie zur Facebook-Nutzung. Warum Menschen dennoch immer wieder zum Netzwerk zurückkehrten, sei noch nicht erforscht.

Auch Anni schaut mehrmals täglich, wie viele nach oben gereckte Daumen ihr Selfie inzwischen bekommen hat. 38 sind es geworden – fünf mehr, als ihre Freundin Maria für das letzte Selbstporträt bekommen hat. Beste Voraussetzungen dafür, dass sich die Netzwerk-Neidspirale weiter drehen wird.

Keuschheit

An jeder Ecke lauert der nackte Körper, zumeist der weibliche: der zu kapitalistischen Zwecken normierte (Reklame), der auf die Flexibilität und Leistungsfähigkeit seiner Geschlechtswerkzeuge reduzierte (Pornographie), der zur Systemstabilisierung abgerichtete (Unterhaltungsindustrie), der erotische Signalreize zu politischen Zwecken funktionalisierende (Femen & Co.).

Wo auch immer wir ihn also abgebildet sehen: Vernutzung, Normierung, Reduktion, Abrichtung, Funktionalisierung. Da nimmt es nicht Wunder, wenn man ihn irgendwann nicht mehr sehen mag, den Körper, den doofen.

Stattdessen wird bis in die Morgenstunden beherzt über Körperpolitik, Lookism und Penisfechten disputiert. Und wenn dann die Linke und der Linke rechtschaffen ermattet sind von Plenumschrei, Polit-Agitation und Theoriebrummbumm, haben sie erst recht keine Lust und Energie mehr zum Streicheln und Bimseln.

Wenn man sich in der Linken doch nur dazu durchringen könnte, nicht immer nur Spontandemonstrationen, Lesekreise, Aktionstage und Diskussionsforen zu veranstalten, sondern auch Spontanmauseln, Beischlafkreise, Streicheltage und Kuscheleforen! Damit wäre gewiss schon einiges gewonnen, durchaus nicht nur, was ein gesundes Geschlechtsleben angeht. *tbl*

Mäßigung

Was Genuss und Vergnügen bereitet, gilt der Linken als suspekt, wenn nicht gar als konterrevolutionär: Spirituosen, Wein, Tabak? So verschafft man den gewissenlosen Schergen der internationalen Schnapskonzerne ihre Profite! So vernebelt man sich die Sinne, die doch so dringend fürs gewissenhafte Studium des neuen Projektwerkstatt-Readers zu »Triple Oppression und Bedingungen einer herrschaftsfreien Gesellschaft« benötigt werden! So schädigt man seinen Körper, der doch funktionstüchtig erhalten werden muss für die sachgemäße und korrekte Durchführung der Revolution!

Weil die Linke nur in Zwecken zu denken gelernt und für alles Schöne nichts übrig hat, vermag sie in allem, was Schmuck ist, nur den Tand zu sehen und in allem, was die Sinne stimuliert, nur eine Perfidie des Klassenfeinds. Strandurlaub? Klimakiller! Single Malt Whisky? Dekadenz! Seidenkrawatte? Klassenverrat! Bœuf bourguignon? Tiermord! Le Gruyère Premier Cru? Käse ist Folter! Sex? Eskapismus! Klar, am besten man bringt den ganzen Tag mit der Auswahl des politisch linientreuesten Bioladens zu und lügt sich jede Entbehrung zum glorreichen Widerstandsakt zurecht.

Auch die Forderungen der Linken werden im Stundentakt maßvoller. War gestern noch vollmundig, ja geradezu rauschhaft von der »Weltrevolution« als Minimalforderung die Rede, brütet man heute schon freudlos über Vorentwürfen für Änderungsanträge zum Leittrag des Parteitags. *tbl*

Emsigkeit

Die Faust geballt! Alles auf die Barrikaden! Drum links, zwei, drei! Drum links, zwei, drei! Wo dein Platz, Genosse, ist – auf einem Stuhl, einer Couch, im Schneidersitz auf dem Boden. Es gibt viel zu tun? Lasst uns drüber reden! Aufstand ohne aufzustehen. Revolution heißt Diskussion. Analyse ist alles. Und alles, wirklich alles darf die Analyse sein. Aber um Adornos Willen nicht verkürzt. Zu kurz kommt da die Tat.

Tatsächlich etwas tun, täte nun aber wirklich Not. Was genau? Darüber muss man sich verständigen, radikal verbal. Plenum! Platz nehmen. Revolutionieren. Und dann geht's los! Die mühevoll ersessene Analyse muss unter die Leute gebracht werden. Flyer verteilen. Aber erst mal schreiben. Plenum! Es braucht Inhalt, Inhalt, Inhalt. Für des Revolutionärs Objekte der Begierde. Den Flyer in der Hand schreiten die Leute lesend voran zur Revolution. So der Plan.

Fertig, alles auf Papier. Da wurde viel geschafft. Jetzt ist man vorbereitet, bald geht's dann wirklich los. Plenum Ende. Aufstehen ohne Aufstand. *mdr*

Barmherzigkeit

»Magst du keine Bäume!« Die junge Frau guckt mit großen Kulleraugen, ihre ausgestreckte Hand mit dem Klemmbrett sinkt langsam herab. Wenn man nicht sofort unterschreibt, um irgendetwas monatlich 65 Euro zu spenden, bricht sie in Tränen aus. Weil man keine Bäume mag und keine Pandas und den Regenwald schon gar nicht. Ähnlich gucken Volksküchenköche, wenn man ihren fairen Brei aus Auberginen (grau), Wildreis (grau) und Runkelrüben (...) nicht essen will. Sie indes sind oft schon hartgesotene Kämpfer der Barmherzigkeit und halten dem Mäkeligen Vorträge über üble Arbeitsbedingungen auf chinesischen Reisfeldern oder indischen Auberginenplantagen.

Denen, die unterwegs sind im Namen der ausgebeuteten Tiere, Pflanzen und Menschen, ist ein Eifer eigen, wie man ihn nur von christlichen Missionaren kennt. Sie wollen ihre Opfer von tierischen Fetten befreien und mit Sojamilch taufen: »So nehmt denn die freiwillig vom Baum geplumpste Fallpflaume und ziehet hin in Frieden mit dem Rindvieh an eurer Seite.« – Ihr schier überirdischer Eifer rührt schlicht daher, dass außerdem noch die Eisbären zu retten und Plastewolken aus dem Meer zu filtern sind und ... *sal*

Gerechtigkeit

In einer grausamen Welt unablässig für die gerechte Sache zu kämpfen, ist kein Zuckerschlecken. Alle Kraft will gesammelt sein und der Feind klar ausgemacht, um ihm dann doch vielleicht irgendwann in ferner Zukunft per Online-Petition die Revolution entscheiden abzuverlangen. Deshalb gibt es für Linke nur Sozialismus oder Barbarei, Frieden oder Krieg, Kapuzi oder Schlips. Eine Demonstration mag noch so »bunt« sein, das Weltbild ist schwarz und weiß. Schon ein dezentes Mausgrau bringt Linke zur Verzweiflung. Widersprüche sind ihre Sache nicht, und bei Kritik wittern sie die Konterrevolution. Lesen sie in der Lieblingszeitung eine andere Meinung als die eigene, wird unter Protest abbestellt.

Wer am Monatsende noch etwas übrig hat, ist ein Bonze, wer den Unterstrich vergisst, ein Sexist, wer nicht alles an einer Befreiungsbewegung toll findet, ein Imperialist. Und auch wer ohne Stocken erklären kann, was es mit der Dialektik auf sich hat, handelt bevorzugt nach der Maxime: Der Feind meines Feindes ist mein Freund. Aber der Einfachheit halber sind die größten Feinde der Linken sowieso immer die anderen Linken – und das ist ganz schön ungerecht. *rst*

Champagner? Klassenverrat!

Man lebe kärglich, edelmütig, anständig und rechtschaffen. Die sieben Todsünden der Linken



Linke Sünden

Ein Laster der Ex-Linken: Sündenstolz. Er ist die demonstrative Abkehr ex post, sozusagen die B-Seite des Spruches: »Wer mit 20 Jahren kein Kommunist ist, hat kein Herz. Wer mit 30 Jahren noch Kommunist ist, keinen Verstand.« Zum sündenstolzen Rückblick auf die eigene linke Geschichte gehört Verve beim Verurteilen eben jener Linken: alles ein Irrtum, alles Verbrecher.

Mit Sündenstolz kann man Bücher verkaufen, Zeitungen leiten, Kolumnist werden. Er ist das Geräusch, das beim Zurückkriechen in den Arsch der einst verhassten Gesellschaft entsteht. Zum Lob gibt's jeden Tag ein Gläschen Louis Roederer Cristal. Aber mal ehrlich: Trägt die Sache außer Geld und Anerkennung von den falschen Leuten was ein? *tos* Foto: Jürgen Holtfreter

Bescheidenheit

»Echt jetzt?« Dass bei einer Diskussionsveranstaltung im Gegensatz zum privaten Marx-Lesekreis ein kleiner Obolus verlangt wird, ruft schieres Entsetzen hervor. Denn Linke haben nie Geld. Natürlich gibt es Linke, die arm sind. Doch besonders viele Linke sind bescheiden. Im Kampf gegen das Schweinesystem gehört es zum guten Ton, kein Geld zu haben. Sprechen Linke über »Kohle«, dann über die fehlende, nicht etwa darüber, wie man sie herbeischaffen könnte, um schöne Dinge damit anzustellen. Ein Sterni am Solitresen und ein Platz auf der Gästeliste beim Konzert – was braucht es mehr? Als gäbe es ein richtiges Leben im Falschen, ackern sie für wenig Geld und machen Projekte für andere Linke, die »keine Kohle« haben. Das kann ja nichts werden.

Kommen Linke doch zu Geld, reden sie, als hätten sie das nicht gemerkt, damit sie für die anderen Linken noch links sind. Sie wollen trotzdem auf die Gästeliste oder beschweren sich über den Eintrittspreis bei einer Politveranstaltung, wo andere Linke erklären, wie sie in ihrem Freiraum dem Kapitalismus ein Schnippchen geschlagen haben. *rst*

Weisheit

Linke Politik, linkes Apo-Engagement, ja, linkes Sein an sich kommt nicht aus ohne Verweise, ohne Zitate, ohne -ismen, schlicht: ohne Wissen. Linke haben die Weisheit nicht bloß mit Löffeln gefressen, sie haben sie gepachtet. Und kein Glas Debatten-Rotwein, kein drogenpolitischer Statement-Joint, kein Glas Wodka am 9. Mai wird Hirnzellen kaputt machen, in denen die allem Linken immanente Weisheit wohnt. Das Problem ist: Wo viele viel wissen oder zu wissen glauben, herrschen viele Meinungen, Strömungen und handlungsweisende Auffassungen. Die krachen notwendigerweise aufeinander. Dann ist Gruppe oder Person X der Beweis dafür, dass Marx schon immer Recht hatte und Lenin einfach »gar nicht geht«. (Und das betrifft nur die Theorie, von der Praxis ganz zu schweigen.) Dann fliegen die Fetzen, bis mühsam erarbeitete Bündnisse zerbrechen und bis wieder jedes Splittergrüppchen, jede Fraktion alleine vor sich hinfrüemelt. Gegen das Schweinesystem, gegen Nazis, gegen Rauch- und Alkoholverbote. Dagegen sind schließlich immer alle. Aber den besten Weg zur Revolution weiß jeder selbst am besten. *sal*

Gula und ihre Schwestern

Eine Erzählung von Waldtraut Lewin

Gula besucht die Stadt. Freudige Erregung überall. Denn man erwartet von ihr, zumal sie mit Gefolge kommt, einen unerhörten Aufschwung der Wirtschaft, vor allem auf dem Lebensmittelsektor. Jedoch auch darüber hinaus.

Wie immer erscheint sie umgeben von ihren sechs Schwestern. Keine von ihnen kann letztlich für sich allein bestehen.

Sie sind gekleidet in feinstes Schwarz, wie sie daherkommen, denn Schwarz löscht alle Farben aus, und sie löschen aus, was immer sich auflösen lässt. Nur, das will niemand wahr haben. Sie sind zu siebt, die Bringerinnen der törichten Freuden – und des Stillstands. Sie sind die erbarmungslosen Göttinnen, Wonne und Geißel der Menschheit.

Superbia, die Hochmütige, schreit ihnen voraus, als sei sie ein Herald, und alle neigen sich bis zum Schuh.

Schlank wie ein Aal ist Gula, immer aufs Neue, stets bereit, alles in sich aufzunehmen. Sie nimmt nie zu, bleibt immer gleich.

Gleich hinter ihr geht ihre Zwillingsschwester Avaritia. Früher wohl einmal hat man sie als geizig dargestellt. Das hat sich gewandelt. Sie ist nur noch gierig. Gierig wie ein schluckender Schlund.

Gula und Avaritia haben blutrote Mäuler, darin spitze Zähne, bereit zum Verschlingen.

Ihre Augen sind dunkle Onyx.

Sie betreten das Restaurant, das vornehmste Haus am Platz, Gula in der Mitte, denn natürlich ist das ihr Ort.

Man hat sie erwartet. Der rote Teppich ist ausgerollt. Die Kellner stehen in Reih und Glied.

Die Tafel ist bereitet. Man führt sie zu den hohen Stühlen, Zwilling und Zwilling, Gula und Avaritia.

Schattenhaft haben die restlichen Schwestern ihre Plätze eingenommen irgendwo im verschwimmenden Dämmerlicht des Raums. Auch wenn man sie nicht sieht – sie sind da, immer gegenwärtig, wenn ihre Hilfe gebraucht wird.

Auch ihnen wird zu ihrer Zeit gehuldigt werden.

Der Damast der Tischtücher glänzt wie Mondschein, darauf die mannigfaltigsten Kelche aus geschliffenem Kristall. Messer, Löffel, Gabel aus Silber? Nein, Gold und Bergkristall.

Geschmückt ist die Tafel mit Chrysanthemen, deren Blätter Gula unverzüglich zu verzehren beginnt.

Avaritia freut sich. So müssen immer neue Blütenkübel auf den Tisch geschafft werden, immer mehr Pflanzen verschwinden fern von ihrer eigentlichen Bestimmung.

Serviert wird zunächst Wasser aus den Tiefen unter der Wüste, Wasser, das vielleicht dereinst hätte die Dürre ergrünen lassen. Nun ist es im Rachen der Schönen verschwunden.

In den Kelchen löst sich mit leisem Prickeln ein Eis auf, das zwanzigtausend Jahre als ist. Es stammt von einem Gletscher am Nordpol. Etwas Reineres kann es nicht geben auf der Welt. Fort damit.

Denn so ist unsere Herrin angetreten, dass ihre Arbeit den ganzen Erdball umspannt. Das ist ihr Programm.

Das Mahl kann beginnen.

Nein, das ist kein Gastmahl. Die Schwestern laden niemanden ein. Sie sind sich selbst genug, und Invidia, deren Wesen Missgunst ist, würde jeden von der Tafel der Schwestern verjagen, möge er so bedürftig sein wie der letzte Bettler.

In langer Reihe kommen die Kellner zunächst, in Schalen aus 24-karätigem Gold, umkränzt von Eis auf Kristall, den Kaviar zu präsentieren.

Beluga-Kaviar aus dem Iran. Es ist »Almas« das weiße Gold des Störs. Selten geworden ist er, dieser uralte Fisch, der schon zur Zeit der Dinosaurier das Wasser pflügte. Und wenn er hundertjährig ist, dann ist sein Kaviar am besten.

Seltenes Glück für einen Fischer, einen Stör aufzuspüren – er dümmert am liebsten im Gewässergrund vor sich hin.

Der Mann, der ihn fängt, wird vielleicht eine Handvoll Münzen mehr

bekommen als für einen gewöhnlichen Fischfang, kann sein. Vielleicht soviel, dass er eine Woche davon leben kann, dass er das hundertjährige Fossil, den Boten aus der Tiefe der Zeit, dem Tod auslieferte – mehr nicht. Andere Hände bergen Almas, wieder andere Zähne verzehren den geschundenen Leib des Meeresbewohners, den man nackt und bloß gemacht hat zuvor.

Gula weiß das alles. Es ist präsent in ihr und erhöht den Genuss, wenn sie den speziellen Kaviarlöffel eintaucht und die hellen Perlen am Gaumen zerdrückt.

Je größer das Opfer, desto stärker die Würze.

Im Übrigen macht sie sich nicht viel aus diesen Fischeiern. Sie winkt sie beiseite.

Invidia indes achtet darauf, dass nichts von den verschmähten Speisen anderen zugute kommt. Alles ist ihres, alles gehört nur ihnen! Gula und Avaritia sind jene, die verschlingen. Und Ira, die Zornige, droht mit wütenden Strafen bei Zuwiderhandlung.

Der nächste Gang sind Pilze. Sie heißen Matsusake und kommen aus Japan. Ihr Gewicht wird mit Gold aufgewogen.

Dieser Pilz wächst nur unter Rotkiefern an den Pässen des japanischen Hochlands.

Nicht, dass sein Geschmack ihn ganz besonders hervorhebt unter anderen edlen Pilzen, wie der weißen Trüffel, die Gula auch nicht verschmäht. Aber dieser Pilz ist von ganz besonderer Art. Er lebt zwar einzig in Gemeinschaft mit diesem Baum – aber er tötet ihn auch. Er zieht nämlich ein Insekt an, das, einmal ausgeschlüpft, sich gierig über den Baum hermacht und ihn von innen zernagt. So gibt es immer weniger Rotkie-

fern. Und immer seltener, rarer, teurer werden die mörderischen und selbstmörderischen Matsusake, die ohne den Baum nicht existieren können.

Gula liebt den Pilz gegrillt.

Als Zwischengang Haifischflossensuppe. Nicht, dass sie den Geschmack besonders lieben würde. Aber sie weiß, dass man den gefangenen Tieren die Flossen bei lebendigem Leibe abschneidet und sie dann ins Meer zurückwirft.

Wie lange sie wohl noch überleben?, grübelt sie amüsiert. Wenn sie nicht von ihren Artgenossen vertilgt

Längst ist das weiße Tischtuch besudelt von mancherlei Überbleibseln, von Speisen und Getränken, roter Wein und dunkle Schokolade streiten mit Blut und Fischrogen.

werden, müssen sie sicher ertrinken, denn sie können ja nicht mehr schwimmen. Ein Fisch, der ertrinkt! Das bringt sie zum Lachen.

Während sie schlingt und schlürft, gehen ihre Erinnerungen zurück an andere, von ihr hoch geschätzten Küchen, die sie jetzt vermisst. Vor Zeiten aß sie Nachtigallenzungen! Für ein Gericht wurden Hunderte von Vögeln erwürgt. Bei jedem Bissen, den sie nahm, war ihr deren kleiner Tod wollüstig vor Augen.

Das Stück Fleisch, das sie dann mit den Zähnen zerreißt, trieft noch von

Blut. Blut ist süß und schmeichelt der Zunge, und niemals kann sie davon genug bekommen, von heißem, dampfendem Fleisch, von getöteten Tieren, hingeopfert für sie, hingeopfert für die Lust von Lippe und Zahn, von Zunge und Kehle.

Das Blut berauscht sie. Es erweckt erneut ihren Hunger. Ihr Schlund giert jetzt nach Süßigkeiten, nach überreifem Honig, nach Schokolade, sich darin zu wälzen, nach Nüssen, die zwischen den Zähnen krachen und ihr Aroma freigeben.

Längst ist das weiße Tischtuch besudelt von mancherlei Überbleibseln, von Speisen und Getränken, roter Wein und dunkle Schokolade streiten mit Blut und Fischrogen.

Ist sie satt? Niemals, denn sie ist unersättlich.

Aber jetzt, in dieser Spanne der Zeit, in der sie all die nährenden Substanzen in sich aufgesogen hat, kommen zwei andere der Schwestern zu ihr. Luxuria heißt die eine, Acedia die zweite. Und während Luxuria ihr wollüstige Träume sendet, gießt Acedia wonnige Trägheit über ihr aus.

Das allerdings wird nicht lange dauern. Die Stadt und das Restaurant sind bereits dabei, das nächste Gastmahl vorzubereiten und aus aller Welt herbeizuziehen, was Gula verschlingen möchte – denn sie ist niemals satt, wir wissen es, aber für einen Moment versinkt sie in das Dämmerlicht ihrer Herkunft.

Denn: Wenn sie jetzt ein Blutegel am Leib der Menschheit und der Welt ist – ihre Herkunft ist anderer Art.

Sie ist geboren von Menschen, auch wenn sie jetzt zu derer strenger Herrin geworden ist.

Vom Mutterleib an ist es da. Das Bedürfnis, zu nehmen. Zu saugen, zu trinken, zu schlucken und zu behal-

ten. Unschuldige, nährende Dinge, die vonnöten sind. Man muss nehmen, um zu leben. Und andere geben gern.

Sie ist die Mutter aller Lebewesen. Sie ist zu Beginn schon der Schlund, die Gier, das Verschlingen, das Haben-Wollen. Das ist richtig. Nur so wächst und gedeiht alles, was auf der Welt ist.

Dann aber, irgendwann geschieht es. Die Umkehr.

Irgendwann muss man zurückgeben. Sie hat es nicht gelernt.

Vielleicht hat irgendjemand vergessen, es ihnen allen zu sagen: Dass sie auch spenden müssen, wenn sie empfangen. Dass sie sonst zum Schwarzen Stern werden, der alles verschluckt.

Und so wird sie zu der Herrin, die sie ist. Nun hat sie ihre Klientel unter dem menschlichen Geschlecht. Nur unter ihm, denn ihm gehört sie zu.

Das sanfte wie das wilde Tier ist nicht in ihrer Gefolgschaft zu finden. Das Tier frisst, um zu überleben.

Sie indessen verschlingt jetzt nur, um zu haben. Ihr soll alles gehören. Sie begreift nicht, dass die Tafel irgendwann nicht mehr gedeckt ist. Dass die anderen, die nicht ihre spitzen Zähne haben, sondern löcherige Gebisse, und keine Augen aus Onyx, sondern solche, an deren entzündeten Rändern Fliegen sich ergötzen, und keine schwarze Robe tragen, sondern Fetzen am Leib und nackte Füße dazu – dass sie ihr irgendwann nicht mehr dienen werden. Nicht, weil sie es nicht wollen. Sie sind für einen eigenen Willen viel zu erschöpft. Nur, weil sie es nicht mehr können.

Und mit ihnen der ganze ausgelagte Planet.

Indessen erholt sie sich zu ihrem nächsten Fest-Fraß.

Waltraud Lewin



Foto: Uwe Steinert

Waltraud Lewin, geboren am 8. Januar 1937 in Wernigerode, war zunächst Dramaturgin am Landestheater Halle, wo sie die Bühnenfassungen und Übersetzungen von 16 Händel-Opern aus dem italienischen schuf, später führte sie auch Regie am Volkstheater Rostock. Mit ihrem Roman »Herr Lucius und sein schwarzer Schwan« 1973 wurde sie als Schriftstellerin bekannt und hat seitdem auch mit weiteren historischen Romanen – das Spektrum reicht vom Alten Rom bis zu den Weltkriegen im 20. Jahrhundert – Leser begeistert. Außerdem schrieb sie Biografien, Krimis, verarbeitete Märchen und Sagen.

Eine überaus produktive Autorin: Rund 60 Bücher, davon zwölf zusammen mit ihrer Tochter Miriam Margraf, stammen aus ihrer Feder. Hinzu kommen 20 Hörspiele für Kinder und Erwachsene, Filmrehabücher. Libretti für zwei Rockopern und viele andere Veröffentlichungen.

Jüngst erst erschien von ihr ein monumentales, tiefgründiges und dabei gut zu lesendes Werk: »Der Wind trägt die Worte. Geschichte und Geschichten der Juden«, zwei dicke Bände von je über 700 Seiten im cbj Verlag.



Pastetentorte, Sex und Tod: Marco Ferreris »Das große Fressen« zeigt die Geschichte von vier Männern, die das Geld haben, in einem Akt kollektiver Supergefräßigkeit Selbstmord begehen zu wollen. Die opulente Komödie lässt sich sehen als Kritik an einem Leben, in dem das, was Lust verschafft, zum Selbstzweck geschrumpft ist – nein: dazu aufgeblasen wurde. In den 1960er Jahren war das noch ein scharfes Gegenbild zu proletarischer Entbehrung und kleinbürgerlicher Entsagung. Wo aber liegen diese Grenzen im Zeitalter vegan-vegetarischer Essenspolitik und des linken Hedonismus? *tos*

Foto: imago/United Archives

Maßlosigkeit

Lassen Sie Ihre Sinne entscheiden – für Auge und Ohr, Herz und Hirn.

Alles im nd-Shop: www.neues-deutschland.de/shop

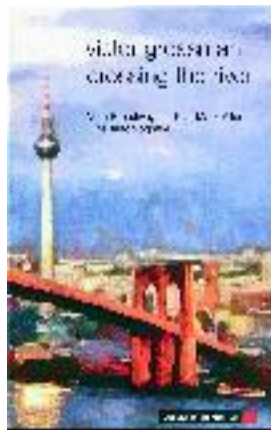
Unsere Empfehlungen des Monats:



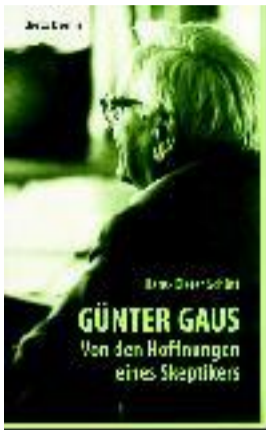
Linke Mehrheit?
Tom Strohshneider
Es gibt ganz verschiedene Vorstellungen darüber, was eine linke Mehrheit sein müsste. Meist ist sie auf eine parteipolitische Kategorie der Bündnisfähigkeit geschrumpft, die Mehrheit ist dann rot-grün-rot – und gegenwärtig offenbar defekt. Die Frage nach der linken Mehrheit wird im Spannungsverhältnis zwischen Parteien und sozialen Milieus, zwischen parlamentarischer Logik und gesellschaftlicher Selbstbewegung beantwortet. nd-Chefredakteur Tom Strohshneider ist überzeugt: Nicht die Stimmenzahl von drei Parteien allein ist es, die schon ausreichend politischen Kitt bildet. VSA. 94 S., br., 9,80 €



Immer geht's weiter
Ursula Werner
Bevor Ursula Werner als »Charlie« in der Uraufführung der »Neuen Leiden des jungen W.« in Halle auf der Bühne stand, sich als »Mascha« am Maxim-Gorki-Theater oder als »Doktorin Unglaube« in der Verfilmung von »Ein irrer Duft von frischem Heu« in die Herzen des Publikums spielte, erlernte sie den Tischlerberuf. Danach, und ebenfalls von der Pike auf, ihren zweiten, den Schauspielberuf. In ihrer Autobiografie gibt sie humor- und temperamentsvoll Auskunft über ihre Arbeit, am Theater und beim Film und über die Dinge des Lebens, die ihr wichtig sind. Das Neue Berlin. 240 S., geb., 17,99 €



Crossing the River
Victor Grossman
Als der US-Soldat Stephen Wechsler bei Linz in die Donau steigt, flieht er vor der Kommunistenverfolgung McCarthys in die Welt hinter dem »Eisernen Vorhang«. Sein neues Leben beginnt mit einem neuen Namen – Victor Grossman wird in der DDR Transportarbeiter, Kulturleiter, Drehler, Lektor, Journalist. Als freischaffender Journalist in der DDR berichtet er vor allem über die USA. In diesem Buch erzählt er aus seinem Leben – in den USA, der DDR und der BRD. Ein spannender Blick auf verschiedene gesellschaftliche Verhältnisse – mit viel Witz geschrieben! Verlag Wiljo Heinen. 683 S., br., 24,80 €



Günter Gaus. Von den Hoffnungen eines Skeptikers
Hans-Dieter Schütt
Er war Deutschlands berühmtester TV-Interviewer – über zweihundert Porträts in Frage und Antwort. Was wollte er wissen, ein Leben lang? Einer seiner Buchtitel sagt es: »Wo Deutschland liegt«. Die unverwechselbare Gesprächsführung, die Gaus begründete, steht stellvertretend (und inzwischen einsam) für das demokratische Ideal des respektvollen, seriösen Kommunizierens in einem Leitmedium. Dieses Porträt regt zum Nachdenken über die medial gesteuerte Gesellschaft an. dietz berlin. 175 S., br., 16,90 €



Schmutzige Kriege
Jeremy Seahill
Seahill enthüllt das erschreckende Bild einer geheimen U.S.-Mordmaschinerie, die mächtiger geworden ist als jeder Präsident, der ins Weiße Haus einzieht. Und er zeigt, dass die verdeckten Kriege dazu führen, dass der Terror wachsen und sich weiter ausbreiten wird. Kunstmann. 719 S., br., 29,95 €



Mandela
Christo Brand
Der 60-jährige politische Gefangene und der erst 19-jährige Gefängniswärter hätten erbitterte Feinde werden können. Doch zwischen ihnen entwickelte sich im Lauf eines Jahrzehnts, das sie gemeinsam im Gefängnis verbrachten, eine außergewöhnliche Freundschaft. Residenz. 288 S., geb., 22,90 €



Memorandum 2013
Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik
Das alljährliche MEMORANDUM stellt einen Gegenentwurf zu den Jahresgutachten der »Fünf Weisen« dar. Es untersucht die aktuellen wirtschaftlichen Probleme und unterbreitet Vorschläge zu ihrer nachhaltigen Lösung. Papyrossa. 276 S., br., 17,90 €



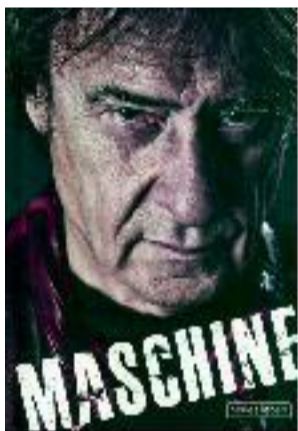
Spion bei der NATO
Peter Böhm
Hochphase des Kalten Krieges: Hans-Joachim Bamler soll am Sitz des NATO-Hauptquartiers in Paris eine Residentur der DDR-Aufklärung einrichten... Edition Ost. 256 S., br., 14,99 €



Hier ist der Deutsche Soldatensender 935
Gerd Kaiser
Alles über den »Deutschen Soldatensender«, der im Kalten Krieg ab 1960 im Äther zu hören war und 1972 verstummte. Edition Bodoni. 188 S., br., 14 €



Der Putsch gegen Gorbatschow und das Ende der Sowjetunion
Ignaz Lozo
Eine umfassende, dokumenten-gestützte Untersuchung. Böhlau. 501 S., geb., 39,90 €



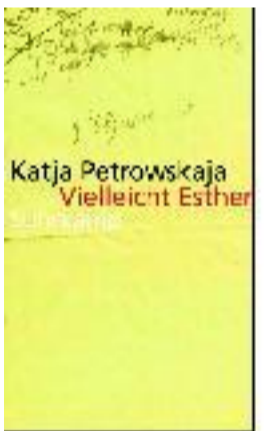
Maschine
Dieter Birr, Wolfgang Martin
Dieter Birr, Frontmann der Puhdys, Texter, Sänger und Gitarrist, erzählt von legendären Auftritten, verrückten Fans und markigen Kollegen. Wo kommt er her, wo will er hin? Wie geht es der deutschen Musiklandschaft heute, und wie war das damals eigentlich in der DDR? Wo steht er politisch, privat und musikalisch? All das und mehr hat er im Gespräch mit Wolfgang Martin preisgegeben. Neues Leben. 253 S., geb., 19,99 €



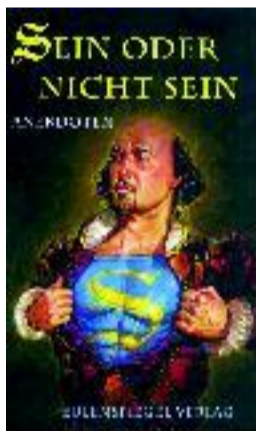
Das ist eine Geschichte
Kathrin Gerlof
Seit eine jüdische Erbengemeinschaft auf die Grundstücke der Salomon-Weinreb-Straße Restitution angemeldet hat, heißt es, hier werde den Leuten im Wortsinne der Boden unter den Füßen entzogen. Jeder, der eines der schlichten Häuschen besitzt, muss sich der Frage von Schuld oder Mitschuld stellen. Bilder der tot geglaubten Juden werden entworfen und Geschichten konstruiert, die zum eigenen Leben passen... Aufbau. 396 S., geb., 19,99 €



Märkischer Juni
Eva Strittmatter
Eva Strittmatter zählt zu den großen deutschen Dichterinnen, und wie kaum eine andere erschuf sie mit klarer Sprache Natur-Bilder, deren kraftvolle Botschaften vom Werden, Sein und Vergehen künden. Die märkische Landschaft mit Weiden und verlandeten Teichen, mit Sandwegen und dem Rauschen der Kiefern war ihr dabei lieb gewordenes Motiv. Motiv ist sie auch dem Maler Hans-Jürgen Gaudeck in seinem Zwiegespräch mit der Dichterin, mit ihrem Werk, ihrem Wort. – Eine lyrische Begegnung. Steffen. 91 S., geb., 14,95 €



Vielleicht Esther
Katja Petrowskaja
Hiess sie wirklich Esther, die Großmutter des Vaters, die 1941 im besetzten Kiew allein in der Wohnung der geflohenen Familie zurückblieb? Die jiddischen Worte, die sie vertrauensvoll an die deutschen Soldaten auf der Straße richtete – wer hat sie gehört? Und als die Soldaten die Babuschka erschossen – wer hat am Fenster gestanden und zugeschaut? Katja Petrowskaja reflektiert über ein traumatisiertes Jahrhundert. Suhrkamp. 285 S., geb., 19,95 €



Sein oder nicht sein
Jana König
In dieser Sammlung klassischer, verblüffender und urkomischer Anekdoten aus 450 Jahren – von den Streichen des jungen William in Stratford bis auf die Bühnen des 21. Jahrhunderts, von »Romeo und Julia« bis »Macbeth«, von Bertolt Brecht bis Al Pacino – gibt es viel zu entdecken. Denn Shakespeare hat bis heute seine Finger im Spiel, wo man es nie vermutet hätte... Eulenspiegel. 128 S., geb., 9,99 €



Küchenkräuter in Töpfen
Engelbert Kötter
Ein Kräutergarten auf Balkon oder Terrasse garantiert eine gesunde Geschmacksvielfalt, die jedes Feinschmeckerherz höher schlagen lässt, ob man sich nun lieber an die Küchenklassiker hält, die mediterrane Küche bevorzugt oder gerne mit Exotischem experimentiert. Wer als Kräutergärtner einige Grundregeln der Pflege beachtet, kann viele Monate das würzige Grün unmittelbar vor dem Fenster ernten. GU. 64 S., br., 7,99 €



Handarbeitspaß mit Kindern
Brigitte Ettmann
Mit diesem Buch können Eltern, Großeltern oder Kindergärtnerinnen und Erzieherinnen Kinder an Handarbeiten aller Art heranführen: Weben, Sticken, Stricken, Flechten, Schnüre herstellen, Arbeiten mit Wolle, Jute, Stoff. Die kleinen Handarbeiter, Mädchen wie Jungen, sind mit Feuereifer bei der Sache. Dabei lernen sie eine Menge, gewinnen Selbstvertrauen, schulen ihre Konzentrationsfähigkeit, Ausdauer und Feinmotorik. Buchverlag für die Frau. 96 S., geb., 12,90 €

nd-shop Bestellschein für Bücher, Videos, Musik und Souvenirs

Name, Vorname _____
 Straße, Hausnummer _____
 PLZ, Ort _____
 Telefon, E-Mail _____

Ich bestelle die nebenstehend vermerkten Artikel. Die Lieferung erfolgt

auf Rechnung, zahlbar innerhalb von 14 Tagen

durch Bankinzug unter Nutzung der vorliegenden Bankverbindung

durch Bankinzug von folgendem Konto: _____

BANK _____
 BIC _____

Datum, Unterschrift _____

Kupon bitte einreichen an: neues deutschland, Shop, Franz-Mehring-Platz 1, 10243 Berlin
 Telefonische Bestellungen: 030 2978-1777, Fax 030 2978-1650
 Bestellungen per E-Mail: buecherservice@nd-online.de

Titel	€	Stk	Titel	€	Stk
Linke Mehrheit?	9,80		Küchenkräuter	7,99	
Maschine	19,99		Memorandum 2013	17,90	
Immer geht's weiter	17,99		Der Putsch gegen Gorb.	39,90	
Das ist eine Geschichte	19,99		Handarbeitspaß	12,90	
Crossing the River	24,80		Welcher Igel, eins, zwei...	8,99	
Märkischer Juni	14,95				
Günter Gaus	16,90		Andere Bestellungen:		
Vielleicht Esther	19,95				
Schmutzige Kriege	29,95				
Spion bei der NATO	14,99				
Sein oder nicht sein	9,99				
Mandela	22,90				
Hier ist der Deutsche S...	14,00				

Versandkosten: 1 Artikel 2,00 €, 2 Artikel 3,50 €, ab 3 Artikel 5,00 €.
 EU: bis 2 Artikel 10,00 €, ab 3 Artikel 15,00 €. Weitere Länder auf Anfrage.
 Es gelten die AGB der Neues Deutschland Druckerei und Verlag GmbH.

Unser Service

Jeweils am ersten Donnerstag und am dritten Sonnabend des Monats stellt Ihnen der nd-Shop eine Auswahl an Büchern, CDs und DVDs vor, die Sie bei uns bestellen können und gegen eine geringe Versandkostengebühr auf dem Postweg erhalten. Einfach nebenstehenden Kupon ausfüllen, ausschneiden und an uns senden.

Natürlich können Sie uns auch anrufen oder eine E-Mail schicken:
 Telefon 030 2978-1777
 Fax 030 2978-1650
buecherservice@nd-online.de

Jede Bestellung kommt Ihnen und Ihrer sozialistischen Tageszeitung »nd« zugute.

Ihr Ansprechpartner:
 Manfred Ibold
 Montag bis Freitag, 9 bis 17 Uhr

Welcher Igel, eins, zwei, drei, legt ein Mahagoni-Ei?
 Margarete Drachenberg
 Jung und Alt können in dieser lustigen Sammlung von Rätselgedichten so manche Nuss knacken. Wer zwei Flügel hat und nicht fliegen kann, wer keine Füße hat und doch gehen kann... Detailfreudige Zeichnungen helfen, die Lösung zu finden (verraten sie aber nicht). Eulenspiegel. 48 S., geb., 8,99 €

»Der Tag, der alles veränderte«

Welche Geschichte können Sie uns zu diesem Thema erzählen?

Geschichten von Lesern für Leser

Kaum war der nd-Lesergeschichten-Wettbewerb vorbei, fragten in jedem Jahr viele, ob man nicht die schönsten Geschichten in Form eines Buches veröffentlichen könnte. Seit einigen Wochen nun liegt es vor, ein Band voller Erinnerungen an elf Wettbewerbe voller toller Geschichten. Auf 256 Seiten sind die jeweils zehn schönsten, lustigsten, bewegendsten gedruckt, die seit 2004 an den Abschlussabenden von 17 Prominenten vorgelesen wurden.

Die »Reise durchs Leben – Bestes aus zehn Jahren nd-Lesergeschichten-Wettbewerb« ist sicher ein tolles Geschenk für Familie und Freunde, denen man sein »eigenes« Buch überreichen kann, weil man selbst zu den von der Jury Auserwählten zählt.

Oma am Schlagzeug



Jedes Kind kann ein Instrument lernen.

Foto: imago/stock&people

An einem Tag im Frühjahr 2009 fuhr ich zu einer Lehrerfortbildung, ohne besondere Vorfreude und schon gar nicht mit irgendwelchen angenehmen Erwartungen. Im Gegenteil: Das Thema empfand ich für eine erfahrene Musiklehrerin als eine Provokation. Es sollten nämlich Unterrichtseinheiten vorgestellt werden, mit denen es möglich ist, während des ganz normalen Schulunterrichts allen Kindern ein Instrument, wie Flöte oder Keyboard, beibringen zu können. Ich war fest davon überzeugt, dass das un-

möglich ist. Schließlich unterrichtete ich schon seit 32 Jahren Musik.

Doch was wir hörten und lernten, machte mich dann doch neugierig. Am Ende der drei Tage war ich mir sicher: Das probierst du mit einer Klasse aus. So begann das neue Schuljahr für mich nicht nur mit verkürzter Arbeitszeit in Altersteilzeit sondern auch mit einer »Versuchsklasse« aus sechs Mädchen und 15 Jungen. Was soll schon passieren, dachte ich: Wenn es nicht funktioniert, war es eben ein Versuch; dann läuft der Musikunterricht in meinen letz-

ten Jahren eben genauso weiter wie bisher.

Die Schüler waren – ganz anders als ich – schnell Feuer und Flamme, und nach einem halben Jahr veranstalteten wir bereits ein Konzert für die Eltern. Wie stolz waren alle, dass sie auf ihren Flöten ihr Können zeigen durften. Inzwischen spielen alle meine »Versuchsschüler« auch noch Gitarre und haben sich am Schlagzeug probiert. Der Musikunterricht hat sich nicht nur zur Freude meiner Schüler völlig verändert.

Auch für mich war das alles ein gro-

ßes Abenteuer. Als ich studiert habe, war an aktuelle Musik im Schulunterricht gar nicht zu denken. Und Instrumente im Rahmen des normalen Unterrichtes spielen zu lernen – völlig undenkbar. Inzwischen weiß ich: Auch eine Oma wie ich kann noch Schlagzeugspielen lernen!

Aus der »Versuchsklasse« ist Alltätigkeit geworden. Heute lernen in unserer Schule alle Kinder Flöte und Gitarre spielen. »Schuld« daran sind drei Tage Fortbildung, die ich damals am liebsten »geschwänzt« hätte.

Karin Mußmann, Kleinwanzleben

Fordern Sie das Siegereglück heraus!

Versuch macht klug – so könnte man die nebenstehende Geschichte von Karin Mußmann aus Kleinwanzleben auch nennen. Sie war die Erste, die einen ihrer Schicksalstage aufschrieb, der noch mehr Musik in ihr Leben als Musiklehrerin brachte.

Nun sind wir gespannt darauf, wie der Tag aussah, der Ihr Leben veränderte, liebe Leserinnen und Leser. Bis zum 11. Mai erwarten wir Ihre Geschichten unter dem Motto: »Der Tag, der alles veränderte«, die maximal 60 Maschinenzeilen (à 30 Anschläge) umfassen dürfen. Die zehn schönsten, bewegendsten, berührenden Einsendungen werden dann zur großen Abschlussveranstaltung am 21. Mai im nd-Gebäude von zwei Prominenten vorgelesen. Und die drei, die die meisten Stimmen der Gäste bekommen, schicken wir auch diesmal in den Urlaub.

Ist die unten stehende Reise nach Griechenland nicht traumhaft? Oder interessiert Sie vielleicht mehr eine Tour in die Berge, ins Stubaital. Auch ein Wellnessurlaub in Bad Orb ist doch nicht zu verachten! Alles, was Sie dafür tun müssen, ist, ihre Geschichte schnell aufzuschreiben und dann ab damit in die Post. Entweder ganz klassisch adressiert an »neues deutschland«, Franz-Mehring-Platz 1, 10243 Berlin, Stichwort: »Der Tag, der alles veränderte« oder per Fax an (030) 29 78 16 00 bzw. als E-Mail an: unterwegs@nd-online.de

Worauf warten Sie noch? Die Ostertage sind genau der richtige Zeitpunkt, um das Siegereglück herauszufordern. Ich drücke Ihnen die Daumen.

Heidi Diehl

Wo das ganze Dorf mitkocht

Ein Gewinner fährt mit einer Begleitung nach Nea Moudania ins 5-Sterne Oceania Club Hotel auf Chalkidiki. Von Heidi Diehl

Oder für sich selbst, um sich an schöne Abschlussabende des Wettbewerbs zu erinnern, an denen man beim Zuhören mit anderen gelacht und geweint hat. Vielleicht aber hilft das Schmökern darin auch, endlich den lange gefassten und nie umgesetzten Entschluss, sich mal selbst an dem Wettbewerb zu beteiligen, beim 12. nd-Lesergeschichten-Wettbewerb in die Tat umzusetzen. Jetzt ist beste Gelegenheit dazu! hdi

»Reise durchs Leben – Bestes aus zehn Jahren nd-Lesergeschichten-Wettbewerb«, 9,90 €; bitte bestellen beim nd-Bücherservice, Franz-Mehring-Platz 1, 10243 Berlin, Tel.: (030) 2978-1777 oder -1654.

Einst lebten auf der heutigen Halbinsel Chalkidiki die Giganten, die Feinde der Götter. Poseidon, der Meeresgott, nahm den Kampf mit ihnen auf, doch leider verlor er dabei seinen Dreizack. So entstand die griechische Halbinsel Chalkidiki südöstlich von Thessaloniki – so jedenfalls erzählt es die Legende. Mit einem bisschen Fantasie lässt sich bei einem Blick auf die Landkarte Poseidons Dreizack gut erkennen. Ausgestreckt ragt er in die nördliche Ägäis hinein. Jeder Zacken steht für eine Region – Kassandra, Sithonia und Athos. Umrandet ist der Dreizack von einem feinsandigen Strand, der sich rund 500 Kilometer die Küstenlinie entlang schlängelt. In welchem der drei Zacken auch immer man sich bewegt, die Landschaft ist überall fantastisch und will am besten langsam und zu Fuß entdeckt werden. Das braucht seine Zeit, doch eine Woche sollte reichen, um zumindest mal hier und dort hineinzuschnuppern.

Ein Gewinner des 12. nd-Lesergeschichten-Wettbewerbs nebst einer Begleitung kann das demnächst ausprobieren. Denn sie werden für sechs Tage zu Gast im 5-Sterne Oceania Club Hotel in Nea Moudania sein. Damit die Reise bereits absolut entspannt beginnt, spendiert Attika-Reisen die Flüge nach Griechenland und natürlich auch wieder zurück.

Das familiengeführte Hotel im Norden der Halbinsel ist in vielerlei Hinsicht ein Vorzeigebauwerk, nicht nur wegen seiner schönen Lage, von der aus man einen traumhaften Blick auf den Götterberg Olymp genießen kann. Das gesamte Objekt liegt inmitten von Pinienbäumen, Olivenhainen und Zypressen. Seit diesem Jahr können die Gäste nicht nur die All-Inclusive-Verpflegung in den Restaurants der Hotelanlage genießen, sondern auch in zahlreichen Restaurants und Tavernen im Ort Nea Moudania ohne Zusatzkosten essen. Beide Seiten pro-

fitieren davon – die Gäste, weil sie unverfälschte regionale Küche genießen können, die örtlichen Gastronomen, da sie nicht, wie in den meisten Regionen mit All-Inclusive-Hotels, von den Touristen ignoriert werden. Zur sozialen Verantwortung für die Region gehört auch, dass die meisten Lebensmittel von lokalen Produzenten gekauft werden und Mitarbeiter nicht aus aller Herren Länder, sondern vor allem aus der Region kommen. In den letzten Jahren wurden mehrere Tausend Bäume, die durch einen verheerenden Waldbrand im Jahre 2006 zerstört wurden, mit Hilfe einer Spendenaktion der Gäste gepflanzt. Nachhaltiges Wirtschaften wird auch durch die verstärkte Nutzung der Sonnen-

energie angestrebt. Für die Bewässerung der Pflanzen verwendet man aufbereitetes Wasser, Glas, Papier, Batterien und Aluminium werden getrennt gesammelt, gebrauchtes Speiseöl wird als Bioöl genutzt, organische Abfälle aus Küche und Garten werden kompostiert und wieder verwertet.

Natürlich könnte man eine Woche problemlos im Resort verbringen, ohne dass es einem langweilig wird. Allerdings würde man dann garantiert viel verpassen. Denn rund um »Poseidons Dreizack« gibt es viel zu entdecken. Damit die Qual der Wahl nicht allzu groß wird, gibt es 20 ausgeschilderte Wanderrouten auf Kassandra, Sithonia und Athos. Sie rei-

chen von leicht bis schwer, und alle sind mit blau-weißen Wegweisern mit dem Dreizack gekennzeichnet, so dass man sich garantiert nicht verlaufen kann. Da man in sechs Tagen unmöglich alle Touren unter die Füße nehmen kann, geben die Gastgeber den Gewinnern des 12. nd-Lesergeschichten-Wettbewerbs einen ganz besonderen Tipp: Schnüren Sie die Wanderstiefel und begeben Sie sich auf den Weg von Sani nach Siviri, einen der schönsten Wanderwege auf der Halbinsel Kassandra. Er bietet märchenhafte Ausblicke auf die Ägäis und bei schönem Wetter bis zum Olymp, die Wiesen duften nach Rosmarin, Salbei und Kamille, Kaninchen und bunte Eidechsen begleiten die

Wanderer. Nach rund vier Kilometern führt der Weg hinab zum Meer und zum alten Sani Camping, wo man Ausgrabungen aus der Byzantinischen Zeit besichtigen kann. Nach neun Kilometern immer dem Dreizack nach, endet die Wanderung im Fischerdörfchen Siviri, wo man sich in zwei Tavernen ausruhen und die einheimische Küche genießen kann.

Na, liebe Leserinnen und Leser, haben Sie Lust bekommen, sich Chalkidiki aus der Nähe anzuschauen? Dann schicken Sie am besten noch heute Ihre Geschichte los, und mit einem bisschen Glück dürfen Sie vielleicht schon bald die Koffer packen, um Abenteuer auf »Poseidons Dreizack« zu erleben.



Es wär absolut schade, nur am Hotelpool zu liegen.

Foto: Hotel

Infos

Infos zum Hotel und Buchungen:
www.oceaniaclub.gr

Die Flüge werden vom Griechenland-Spezialisten Attika Reisen zur Verfügung gestellt: www.attika.de

Der Wettbewerb im Netz

Alles zum 12. nd-Lesergeschichten-Wettbewerb finden Sie im Internet unter: dasND.de/lesergeschichten

Bilder ohne Anstand

Vor 400 Jahren starb der spanische Nationalmaler El Greco in Toledo. Von Nicolas van Ryk

Der Maler anklopft. Rascheln, Geklapper, ein Schlüssel dreht sich im Schloss. Dann geht die Holztür im Portal der Klosterkirche von Santo Domingo el Antiguo in der Altstadt von Toledo auf. Eine süß lächelnde Nonne öffnet. Die Barockkirche hat einen großen Altar und zwei Seitenaltäre des Malers El Greco. Im Keller der Kirche unter dem Hauptschiff befindet sich ein Zinksarg. Das ist die Grablege des berühmten spanischen Nationalmalers, der am 7. April 1614 in der Stadt am Tajo starb.

Die Klosterkirche ist Anfang und Ende des Malers, der durch seinen expressionistischen Stil und seine überaus lebendigen Farben berühmt wurde und seiner Zeit gut 200 Jahre voraus war. Es war im Jahre 1578 sein erster Großauftrag in Spanien. Die heilige Dreifaltigkeit, Johannes der Täufer oder Marias Himmelfahrt hat er für diesen Altar gemalt. Das Hauptwerk befindet sich jedoch an der Seite. Es ist die Auferstehung Christi. Für den Maler geradezu symbolhaft. Denn neben seinen Bildern gibt es keine wirklichen leiblichen Spuren des Künstlers mehr. Sein genaues Geburtsdatum ist unbekannt, sein Haus im Judenviertel Toledos existiert nicht mehr, es gibt kein gesichertes Porträt von Greco, und der Sarg im Keller ist leer. Fünf Jahre nach Grecos Tod werden seine Gebeine in die Kirche von San Torcuato 16 Kilometer östlich von Alcalá bei Madrid überführt, weil sich die Nonnen des Klosters um den Preis für die Künstlergruft stritten. Mit dem Abbruch dieses Gotteshauses verschwinden auch die sterblichen Überreste des Griechen.

1541 wird El Greco auf der Insel Kreta als Domínikos Theotokópoulos geboren. Bekannt und berüchtigt wird er allerdings erst in Rom. Daher heißt er auch auf Italienisch Greco und nicht Griego auf Spanisch. In Rom bietet er als 31-jähriger Maler Papst Pius V. an, die Nackedeis in Michelangelos Fresko vom Jüngsten Gericht in der Sixtinischen Kapelle zu übermalen. Dieses Anstandsangebot soll in den Augen seiner römischen Kollegen so anstandslos gewesen sein, dass er die ewige Stadt verlassen musste. Ganz sicher ist diese Auswanderungslegende aber nicht. Greco hatte einflussreiche spanische Freunde in Rom kennengelernt, die ihn wohl dazu bewogen haben, nach Spanien auszuwandern. Es war die führende Weltmacht, in dem die Sonne dank der überseeischen Kolonien niemals unterging.

Diego de Castilla, Kathedraldekan in Toledo und Vater seines Freundes Luis, verschafft ihm die ersten Aufträge für die Klosterkirche Santo Domingo dessen Patron er ist und für das Bild »Die Entkleidung Christi«. Die-



Die »Auferstehung Christi« von El Greco im rechten Seitenaltar der Klosterkirche Santo Domingo el Antiguo in Toledo

Foto: Nicolas van Ryk

ses Bild hängt noch immer in der Sakristei der Kathedrale in Toledo. Für acht Euro ist die Erzbistumskirche und das Zentrum des spanischen Katholizismus einschließlich der dortigen Greco-Bilder zu besichtigen. Schon Grecos »Entkleidung« aus der Anfangsphase seiner spanischen Zeit zeigt die plastisch-dramatische Art seiner Malerei, die zur expressionistisch und noch immer modernen Ausdrucksweise seiner späten Werke führt, und seinen Sinn für Hintergrundiges offenbart.

Die im 15. Kapitel des Markusevangeliums geschilderte Szene ist eine Verspottung des zum Tode verurteilten Jesus und soll die hohen Priester der toledanischen Kathedrale beim Wechseln der liturgischen Gewänder demütig stimmen. Weil aber Greco in dem Bild einige Figuren über dem Kopf Jesu malte, wollten die Auftraggeber ihm nicht das vereinbarte Honorar zahlen: statt 900 Dukaten nur 227. Greco gehörte in Spanien zu den Ersten, die dem Preisdumping begegneten, indem sie ihre Arbeiten nicht als Handwerk, sondern als Kunst ausgaben. Als besser bezahlter Künstler kam er auch für den Escorial in Frage. Das war das neue Prestigeobjekt des spanischen Königs Philipp II., der für den Hauptaltar in der Kirche des weltweit größten Renaissancebaus einen Künstler suchte. Greco kommt in die engere Wahl und malt als Bewerbungsbild »Das Martyrium des Mauritius«. Doch nicht die Hinrichtung des Heiligen steht im Vordergrund, der als römischer Soldat den Götzendienst verweigerte, sondern das Gespräch davor. Soviel Feinsinn war dem König dann doch zu viel. Er wollte ganz im Sinne der katholischen Gegenreform eine gerade Linie in der Bildsprache. »Die Heiligen sollen in einer Weise gemalt werden, die einem nicht den Wunsch nimmt, vor ihnen zu beten«, verlangte der König. Das Mauritius-Bild entsprach nicht dem gewünschten Anstand, es hatte zu wenig »decoro«. Gleichwohl zahlt der König das Bild mit 800 Dukaten anstandslos gut.

Als ohne Anstand dürfte auch Grecos erstes Aktbild aus der gleichen Anfangszeit von 1577 gegolten haben. Wenig leidend räkelte sich ein heiliger Sebastian auf dem Bild, das heute im Kathedralmuseum in Palencia hängt. Dreißig Jahre später malt er den Sebastian noch einmal in der expressionistischen Art. Das Bild hängt neben 30 weiteren Gemälden des Griechen im Madrider Prado-Museum. Damit ist es neben Toledo die zweitwichtigste Stätte, um die Kunst El Grecos im Original zu betrachten. Doch Toledo ist und bleibt die Greco-Stadt. Kathedrale und Domingo-Kloster sind die Schlüsselstätten zum Verständnis von Grecos Kunst.

Weitere Gemälde befinden sich im Santa-Cruz-Museum, in der Kapelle der Kirche von San José, im Hospital Tavera, in der Casa Greco und in der Kirche Santo Tomé. Diese Kirche war Grecos Parochialkirche, und sein Gemeindepfarrer Andrés Nunez de Madrid beauftragt ihn aus Geldsorgen mit dem Bild »Begräbnis des Grafen von Orgaz«. Mindestens den Touristenströmen zufolge gehört es zu den berühmtesten Gemälden der Welt. Grecos Gemeindepfarrer ließ es 1587 malen, um die Bürger des 35 Kilometer südlich von Toledo gelegenen Orgaz an die Zahlungsverpflichtungen für seine Gemeinde zu erinnern. Denn der 1327 gestorbene, gottesfürchtige Graf aus Orgaz hatte testamentarisch eine jährliche Zahlung der Bürger zugesichert, die diese 260 Jahre später nicht mehr zahlen wollten. Grecos Leistung besteht darin, die oft sehr eigenartigen Interessen seiner Auftraggeber mit Kunst und Können zu verbinden. So auch in dem Spätwerk »Ansicht und Plan von Toledo«, das heute in der Casa Greco hängt. Mit diesem Bild wollte sich die zur Randzone abgesunkene Stadt bei Hofe wieder attraktiv machen. Denn der spanische Königshof hatte Toledo 1561 aus Platzmangel für seine Repräsentationsbedürfnisse als Regierungssitz zugunsten des damals kleinstädtischen, aber großflächigen Madrids aufgegeben. Mit Grecos Toledo-Plan und der Neugestaltung des zentralen Zucodover-Platzes plante Toledo eine neue Hauptstadtdebatte. Doch dies blieb bekanntermaßen nur ein Plan.

Und so kommt zum 400. Todestag einmalig eine Ausstellung im Kulturzentrum San Marcos bis 14. Juni zusammen, die neben anderen Gemälden die zweite »Ansicht von Toledo« von 1599 aus dem New Yorker Metropolitan Museum zeigt. Im Madrider Prado laufen bis 29. Juni die Ausstellung »Die Bibliothek von El Greco« und vom 24. Juni bis 5. Oktober »El Greco und die moderne Malerei«. Die zeigt dann, wie Greco ab dem Jahr 1900 von den Expressionisten wiederentdeckt wurde und für Maler wie Cézanne, Picasso oder Chagall wegweisend wurde. Aber der beste Beweis für die Unsterblichkeit des Emigranten aus der Ägäis ist der leere Sarg in der Domingo-Kirche und das Gemälde der »Auferstehung Christi« im Seitenaltar darüber. Man muss nur anklopfen, um diese Resurrección zu sehen.

Infos

www.elgreco2014.com

Touristische Informationen:
Spanisches Fremdenverkehrsamt,
Tel.: (069) 72 50 33,
www.spain.info

Der Römertopf

Viele haben ihn zu Hause, nur wenige nutzen ihn: den Römertopf. Dabei behalten Speisen beim Garen in dem Keramikgefäß weitgehend ihr Aroma und bleiben saftig. Für das »nd«-Ostermenü hat Christian Hinrich den Lammrücken gut in Bioheu (Zoohandlung) verpackt und zwei Stunden bei etwa 75 Grad im Backofen ziehen lassen.

Tipp: Den Römertopf vor der Benutzung mindestens zwei Stunden wässern.



Der Fisch

Die Vorspeise: Filet vom Havelzander mit Meerrettichkruste auf Kartoffel-Rote Bete-Salat und Knusper-Bärlauch. Der Fisch wird auf der Haut angebraten, danach mit der Kruste überbacken. Kartoffeln und Rote Beete bissfest pochieren, in kleine Würfel schneiden, würzen und durchmischen. Den Zander auf dem Salat anrichten, mit dem Bärlauch garnieren.

Tipp: Für eine »fluffige« Kruste statt Semmelmehl frisches Toastbrot in der Hand zerreiben und mit Meerrettich – frisch oder aus dem Glas – mischen.



Das Fleisch

Als Hauptgang empfiehlt Küchenchef Hinrich Rücken vom Ruppiner Weidelamm, im Heubett gegart, an gratiniertem Spargel und Zwiebelkonfit. Das Fleisch wird im Stück im Römertopf zubereitet (s.o.), der Spargel – weiß und grün – blanchiert, danach kurz scharf angebraten (damit wird der Geschmack intensiver) und gratiniert.

Tipp: Das Fleisch erhält eine schöne Kruste, wenn es nach dem Garen im Römertopf noch einmal für einen Moment in die sehr heiße Pfanne kommt. Danach mit wenig Salz und Pfeffer würzen.



Das Dessert

Zum Nachtisch: Crème brûlée vom frischen Rhabarber mit Erdbeerragout an Balsamicoeis. Christian Hinrich: »In Kochbüchern und im Internet lassen sich Hunderte Rezepte finden, Fertigungsangebote aus guten Produkten sind aber durchaus eine Alternative.«

Tipp: Die »Haube« der Crème brûlée nicht mit weißem Kristallzucker, sondern nur mit braunem Rohrzucker und einem Gasbrenner herstellen.



Kocht mit Leidenschaft: der Küchenchef und Geschäftsführer der Wandlitzer »Seeterrassen« Christian Hinrich

Fotos: Ulli Winkler

Kann denn Essen Sünde sein?

Christian Hinrichs Empfehlung für ein reueloses Menü. Von Uwe Sattler

Nein. Es kommt nicht das, was Sie erwarten. Keine Frankfurter Sauce, grün wie der Neid. Kein Chili-geantetes Curry, das die Gesichter rot wie vor Zorn färbt. Kein Amuse-Bouche, serviert auf kleinen Löffelchen, das beim Küchenchef ein geiziges Wesen vermuten ließe. Essen und Sünde? Das passt nicht zusammen. Todssünde gar – jeder Koch, der seinen Beruf liebt, hebt bei einer solchen Verknüpfung erschrocken die Hände.

Christian Hinrich gehört zu diesen Köchen. Seit 2006 ist er in Personalunion Küchenchef und – gemeinsam mit seinem Partner Mario Hinrich-Graßmann – Geschäftsführer im prämierten Restaurant »Seeterrassen« im brandenburgischen Wandlitz. Die ersten Fertigkeiten am Herd hatte sich der gebürtige Mecklenburger bereits als Kind angeeignet, Hinrich stammt aus einer Köche-Familie. Im Berliner Grand-Hotel an der Friedrichstraße lernte er das professionelle Handwerk. Über verschiedene Stationen kochte sich Hinrich in die Elite der Küchenprofis, bis in die Nationalmannschaft der Köche schaffte er es.

Hinrich hat noch andere Referenzen vorzuweisen. »Ich habe sogar einige Zeit für den damaligen Verteidigungsminister Scharping und der Ex-NATO-Militärchef Kujat gekocht«, erzählt der heute 37-Jährige. Während seines Bundeswehr-Dienstes war Hinrich in der Offiziersmesse des Verteidigungsministeriums gelandet – und Generalinspekteur Kujat war von den Kochkünsten so angetan, dass er den jungen Mann nach seiner Berufung zur NATO mit nach Brüssel nahm. Lange ausgehalten hat es Hinrich im dortigen Hauptquartier allerdings nicht – »es hat sich für mich eine neue Herausforderung ergeben, und mein General hat mich, wohl etwas traurig, ziehen lassen«, sagt er. Gemeinsam mit seinem Lebenspartner wechselte Hinrich auf eine bayerische Hotelfachschule, um Hotelbetriebswirt zu werden.

Dass Hinrich und Graßmann schließlich in Wandlitz landeten, war eher Zufall. Ein alter Bekannter führte die »Seeterrassen«, die damals nicht den besten Ruf hatten. Nach der Übernahme haben die beiden dies gründlich geändert, das wegen seiner gemütlichen Möblierung »Wohnzimmer von Wandlitz« genannte Restaurant »erfunden«, inzwischen abermals das Konzept modernisiert und ganz auf die

Traumlage am Wandlitzsee gesetzt.

Das stimmige Konzept ist für Hinrich der Schlüssel zum Erfolg – ebenso übrigens wie sein gutes Team, wie er immer wieder betont. »Selbstverständlich kann ich in meinem Restaurant Hummer anbieten und zu jeder Jahreszeit jedes erdenkliche Gemüse. Aber unter einer ehrlichen Küche verstehe ich etwas anderes.« Hochwertige regionale Produkte, saisonale Ware und Fleisch aus einer ethischen Tierhaltung sind für ihn ebenso wichtig wie Erzeugnisse möglichst aus biologischem Anbau.

Deshalb hat Hinrich die »Sünden« auch neu interpretiert. »Wie wäre es, wenn man beim Kochen statt der katholischen Mahatma Gandhis »Sieben Todssünden der modernen Welt« positiv umsetzt und als Richtschnur für die Zubereitung eines festlichen Ostermenüs nähme?« Kein Reichtum ohne Arbeit – wie Kochen ohne Fertigprodukte und industrielle Garverfahren. Kein Genuss ohne Gewissen – also die Verwendung biologischer und nachhaltiger Produkte. Kein Wissen ohne Charakter – statt »eingeflogener« Erzeugnisse jene aus dem Umland. Kein Geschäft ohne Moral – sondern Absage an Gammelfleischindustrie und Werbelügen. Keine Wissenschaft ohne Menschlichkeit – sondern Verzicht auf genmanipulierte Lebensmittel und künstliche Aromen. Keine Religion ohne Opferbereitschaft – dafür Akzeptanz anderer Ernährungsweisen. Keine Politik ohne Prinzipien – aber bewusster Umgang mit Natur und Ressourcen.

Für das »nd«-Ostermenü hat Hinrich den ersten frei gewachsenen Spargel und Rhabarber des Jahres vom Feld geholt, Kartoffeln und Rote Bete stammen von märkischen Höfen, der Zander aus der nahen Havel. Das Lamm kommt aus dem Ruppiner Land und wird sehr langsam gegart – gut in Bioheu eingepackt für mehrere Stunden bei Niedrigtemperatur im Römertopf.

Natürlich ist sich Hinrich bewusst, dass solch ein Aufwand selten und kaum nach einem anstrengenden Arbeitstag zu betreiben ist. »Ich kann die junge Mutter oder den jungen Vater gut verstehen, die ihre Kinder schnell statt bekommen müssen und schon mal Schnitzel mit Pommes auf den Tisch bringen. Aber bewusst einmal in der Woche etwas für sich, die Umwelt, die Bauern und die Tiere zu tun – das wäre schon ein großer Schritt nach vorn.